

**GESCHICHTSBEWUSSTSEIN
UND
GESCHICHTSSCHREIBUNG
IN DER
RENAISSANCE**

Herausgegeben von

**AUGUST BUCK,
TIBOR KLANICZAY und
S. KATALIN NÉMETH**

Akadémiai Kiadó · Budapest

GESCHICHTSBEWUSSTSEIN UND GESCHICHTSSCHREIBUNG IN DER RENAISSANCE

Herausgegeben von

AUGUST BUCK, TIBOR KLANICZAY
und S. KATALIN NÉMETH

Die Arbeitsgruppe für Renaissanceforschung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und der internationale Wolfenbütteler Arbeitskreis für Renaissanceforschung veranstaltet jedes zweite Jahr ein wissenschaftliches Kolloquium über die aktuellen Probleme der Renaissanceforschung.

Der vorliegende Band der Serie „Studia Humanitatis“ enthält Vorträge des 1987 in Eger stattgefundenen dritten Kolloquiums. Hervorragende Kenner dieses Zeitalters (Literaturhistoriker, Historiker und Bibliothekare) setzten sich mit den Problemen des Geschichtsbewußtseins und der Geschichtsschreibung in der Renaissance auseinander. Die ungarischen und deutschen Teilnehmer untersuchten die übernationalen und interdisziplinären Fragen der Renaissance, wobei neue Quellen und Aspekte bekannt gemacht wurden. In den Vorträgen wurden neben der Historiographie auch Probleme der Kunstgeschichte erörtert, wobei die ostmitteleuropäische Mode der adligen Ahnengalerie und der humanistische Kult der römischen Grabinschriften hervorgehoben wurden. Über die allgemeinen Themen hinaus — wie z.B. das Zeitproblem in der Renaissance oder die Betrachtung der Geschichte als Arsenal — erklangen auch Vorträge über Shakespeares Zeitauffassung und über die historischen Beziehungen seiner Dramen.

GESCHICHTSBEWUSSTSEIN
UND GESCHICHTSSCHREIBUNG IN DER RENAISSANCE

UND WISSENSAKADEMIE FÜR WISSENSCHAFT
INSTITUT FÜR LITERATURWISSENSCHAFT

„STUDIA HUMANITATIS“

VERÖFFENTLICHUNGEN DER ARBEITSGRUPPE
FÜR RENAISSANCEFORSCHUNG

Herausgegeben von

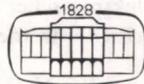
T. KLANICZAY

7

UNGARISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
INSTITUT FÜR LITERATURWISSENSCHAFT

GESCHICHTSBEWUSSTSEIN UND GESCHICHTSSCHREIBUNG IN DER RENAISSANCE

Herausgegeben von
AUGUST BUCK, TIBOR KLANICZAY
und S. KATALIN NÉMETH



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST 1989

Arbeitsgespräch in Eger, 6. bis 10. April 1987

Veranstalter:

Arbeitsgruppe für Renaissanceforschung an der
Ungarischen Akademie der Wissenschaften
Wolfenbütteler Arbeitskreis für Renaissanceforschung
(Herzog-August-Bibliothek)

Gemeinschaftsausgabe des Akadémiai Kiadó, Budapest
und des Verlages E. J. Brill,
Leiden · New York · København · Köln

ISBN 963 05 5211 6

HU ISSN 0324-7880

© A. Buck, T. Klaniczay, S. K. Németh (Hrsg.), 1989

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Gesamtherstellung: Akadémiai Kiadó és Nyomda Vállalat, Budapest

Printed in Hungary

INHALT

| | |
|--|-----|
| August Buck: Das Geschichtsbild der Renaissance in Vespasiano da Bisticcis Lebensbeschreibungen | 7 |
| Notker Hammerstein: Geschichte als Arsenal. Geschichtsschreibung im Umfeld deutscher Humanisten | 19 |
| Péter Kulcsár: Das Problem der gesellschaftlichen Zukunft in der Renais- sance | 33 |
| László Makkai: Shakespeares Zeitauffassung | 41 |
| Áron Petneki: Identificatio, exemplum, stimulus. Mode und Rolle der Ahnengalerie in Ostmitteleuropa | 47 |
| Antal Pirnát: Gattungen der humanistischen Geschichtsschreibung. Historia et commentarii | 57 |
| Ágnes Ritoók-Szalay: Der Kult der römischen Epigraphik in Ungarn zur Zeit der Renaissance | 65 |
| Paul Gerhard Schmidt: Das Chronicon ecclesiasticum des Nikolaus von Siegen. Monastische Geschichtsschreibung um 1500 | 77 |
| Imre Téglásy: Über das Schicksal der Donatio Constantiniana im 16. Jahrhundert. Ein unbekanntes Werk des Johannes Sambucus (Zsámboky) über die kaiserliche Plenipotenz | 85 |
| Claus Uhlig: Historiographie und Drama. Bemerkungen zu Shakespeares <i>Richard III.</i> und <i>Richard II.</i> | 97 |
| Namenverzeichnis | 115 |

AUGUST BUCK
(Marburg)

DAS GESCHICHTSBILD DER RENAISSANCE IN VESPASIANO DA BISTICCI'S LEBENSBEDESCHEIBUNGEN

„Er kam zu mir in einem blauviolettten Mäntelchen von würdevollem Aussehen. Ich sagte zu ihm, sobald ich ihn sah: ‚Willkommen. O seid Ihr Janus der Ungar?‘ [...] Nach diesen Worten fiel er mir um den Hals, umarmte mich und sagte, daß ich die Wahrheit spräche. Das sagte er in so gewinnender Weise, wie ich es selten erlebte.“¹

So schildert der Florentiner Buchhändler und Kopist Vespasiano da Bisticci seine Begegnung mit dem bedeutendsten ungarischen Humanisten und späteren Bischof von Fünfkirchen Janus Pannonius, der während seines Studienaufenthalts in Italien um die Mitte des 15. Jahrhunderts Florenz besucht hat. Zuerst begab er sich zu dem „cartolaio“ Vespasiano da Bisticci, dessen Buchhandlung ein Treffpunkt des geistigen Florenz war und daher von fast allen prominenten Durchreisenden aufgesucht wurde. Dank dieses Ansehens, das Vespasiano genoß, konnte er dem Ungarn ein Gespräch mit Cosimo de' Medici, dem mächtigsten Mann in der Stadt, vermitteln, der sich darauf lobend über Pannonius geäußert hat: „Er schein ein so weiser und kluger junger Mann, wie er noch keinen Ausländer je gesprochen.“²

Die bis ins Einzelne gehende Beschreibung von Pannonius' Florenz-Besuch ist Teil der Lebensbeschreibung des Bischofs von Fünfkirchen in der Sammlung von Biographien von Zeitgenossen, die Vespasiano da Bisticci in den achtziger und neunziger Jahren des 15. Jahrhunderts wohl bis kurz vor seinem Tod im Jahre 1498 verfaßt hat. Es sind über hundert Viten aus dem 15. Jahrhundert in der Mehrzahl von Italienern: Päpste und Kardinäle, Könige und Fürsten, Erzbischöfe und Bischöfe, Staatsmänner und Literaten, wobei die letzte Gruppe mehr als die Hälfte

¹ „Giunto a me con un mantelletto pagonazo indosso, d'uno degnissimo aspetto, subito che io lo vidi gli dissi: 'voi siate il bene venuto, voi siete Giano ungaro' [...] Dette queste parole, mi si gittò al collo, e abbracciomi, e disse che io diceva il vero, colle più gentili e le più destre parole che io udissi mai.“ (Vespasiano da Bisticci, *Le Vite*, ed. critica con introduzione e commento di A. Greco, Vol. I, Firenze 1970, S. 328; Übers.: Vespasiano da Bisticci, *Lebensbeschreibungen berühmter Männer des Quattrocento*, Ausgewählt, übersetzt u. eingeleitet v. P. Schrubing, Jena 1914, S. 160 f.)

² „Gli pareva così prudente e savio ultramontano quanto ignuno al quale egli avesse mai parlato ne' sua di“ (*Vite* I, S. 329; Übers. S. 161).

ausmacht. Die Quellen für die Lebensbeschreibungen sind Dokumente, zeitgenössische Geschichtswerke, Biographien, Reden und Aufzeichnungen Vespasianos, sowie seine Erinnerung an persönliche Begegnungen und Unterhaltungen.

Den psychologischen Anstoß, Lebensläufe von Zeitgenossen zu beschreiben, gab das mit der Renaissance zuerst in Italien erwachte Interesse für den Menschen, die „Entdeckung des Menschen“, um Jacob Burckhardts bekannte Formel zu gebrauchen. Während das Mittelalter sich für den Menschen im Hinblick auf das die ganze Menschheit betreffende Heilsstreben interessiert hatte, gewinnt nunmehr das individuelle Leben als solches eine Eigenbedeutung. Man fragt nicht mehr in erster Linie, woher der Mensch kommt und wohin er geht, sondern was der Mensch ist und was er erlebt, wie er seine Existenz aus eigener Kraft gestaltet. Auf dem Boden dieser Fragestellungen erwächst die Blüte der Biographik in der Renaissance. Es entsteht eine reiche Fülle von Biographien von Persönlichkeiten aus der Geschichte oder der Gegenwart, die sich durch ihre besonderen Leistungen ausgezeichnet haben und deren Leben deswegen ein erhöhtes Interesse erweckt. Neben Einzelbiographien erfreuen sich Sammelbiographien großer Beliebtheit. Wegweisend war hier wie so oft in der Renaissance Petrarca mit seiner Sammlung der Leben berühmter Männer *De viris illustribus*.

Dieser Tradition der Renaissance-Biographik war sich Vespasiano bewußt, als er seine *Vite* schrieb, und er erwähnt unter seinen Vorgängern auch Petrarca: „Compose [...] un libro intitolato ‚Della vita degli uomini illustri‘“.³ Die Bezeichnung „illustre“ verwendet Vespasiano allerdings nicht für seine Personen, die er „uomini singolari“ nennt. Während für Petrarca ein Mensch „durch eigenes vorbildliches Handeln, ‚virtus‘ und den darauf folgenden Ruhm, ‚gloria‘ (‚illustri‘ wird)“,⁴ hat Vespasiano den Begriff „singulare“ nirgends definiert, stimmt jedoch mit Petrarca dahingehend überein, daß der „uomo singulare“ sich durch „virtus“ auszeichnet. An Ruhm freilich mangelt es den „einzigartigen“ Zeitgenossen noch, und Vespasiano sieht es geradezu als seine Pflicht an, ihnen diesen Ruhm zu verschaffen, indem er ihre Taten der Nachwelt übermittelt: „Da ich in diesem Zeitalter gelebt und so viele einzigartige Menschen gesehen und von ihnen genügend Kunde erhalten habe, habe ich, damit der Ruf so würdiger Männer nicht vergeht, die Erinnerung an alle gelehrten Männer festgehalten, die ich in diesem Zeitalter kennengelernt habe.“⁵

Diese Motivierung für die Abfassung der *Vite* findet sich „mutatis mutandis“ in der Antike und kehrt zu Beginn der Moderne wieder. In bezug auf die Antike spielt Vespasiano auf Sallust an;⁶ für die Moderne nennt er keine Namen; er hätte

³ *Vite* II, Firenze 1976, S. 503.

⁴ E. Kessler, *Petrarca und die Geschichte*, München 1978, S. 40.

⁵ „Sendo istato in questa età e avendo veduto tanti singolari uomini, de'quali ho avuto assai notitia, e a fine che la fama di si degni uomini non perisca, [...] ho fatto memoria di tutti gli uomini dotti ho conosciuti in questa età“ (*Vite* I, S. 33).

⁶ Sallust, *De coniuratione Catilinae* IV.

sich auf Petrarca⁷ und auf seinen ihm bekannten Zeitgenossen Leonardo Bruni⁸ berufen können, dessen betreffende Passagen aus seinem 1475 zum erstenmal veröffentlichten *Commentarius rerum suo tempore gestarum* er vermutlich kannte. Wenn demnach Vespasiano bewußt die Rolle des „dispensator gloriae“ übernahm, erfüllte er eine der wesentlichen Aufgaben, welche seine Zeit den Dichtern und Historikern zuwies: dem mit dem Erwachen des modernen Selbstbewußtseins gesteigerten Verlangen nach Ruhm, einem Charakteristikum der Renaissancege-sinnung,⁹ Rechnung zu tragen.

Obwohl Vespasiano seine Lebensbeschreibungen bescheiden nur als „kurze Kommentare oder Erinnerungen“,¹⁰ d. h. als mehr oder weniger unsystematische Fragmente, verstanden wissen will, geschrieben in der Volkssprache und in erster Linie bestimmt für die des Lateins Unkundigen,¹¹ sozusagen als Vorstufen für vollständige lateinische Biographien,¹² sind die *Vite* doch getragen von der Mentalität der Renaissance, wie sie am deutlichsten in den Humanisten zum Ausdruck kommt und durch sie der Zeit ins Bewußtsein gehoben worden ist. Indem Vespasiano, durchdrungen vom epochalen Selbstverständnis, sich als unbestechlicher Augenzeuge seiner Zeit ansieht — „In dem, was ich geschrieben habe, bin ich der Wahrheit gefolgt, weder ohne etwas wegzulassen noch hinzuzufügen“¹³ —, bildet er in den Lebensbeschreibungen prominenter Zeitgenossen die erste Phase der italienischen Renaissance im Quattrocento ab.

Da dieses Bild aus der Sicht eines Zeitgenossen gezeichnet worden ist, der keine planmäßigen Archivstudien getrieben hat und seinen Quellen nicht immer genau gefolgt ist, sondern sie zuweilen seinen Intentionen entsprechend interpretiert¹⁴ und eine Vorliebe für anekdotisches Beiwerk gezeigt hat, sind die *Vite* in ihrer Bedeutung für die Geschichte der Renaissance bisher von der Forschung kaum adäquat gewürdigt worden. Einen verheißungsvollen Auftakt zu einer solchen Würdigung hat Aldo Greco in der Einleitung zum 1970 erschienenen ersten Band seiner kritischen Ausgabe der *Vite* gemacht.¹⁵ Aber seitdem sind nur einige wenige Beiträge zu Vespasiano,¹⁶ aber keine Untersuchung über die *Vite* erschienen.¹⁷

⁷ F. Petrarca, *De viris illustribus*, Proemium, in: Petrarca, *Prose*, Milano/Napoli 1955, S. 218.

⁸ L. Bruni, *Commentarius rerum suo tempore gestarum*, RSI, Bologna 1926, XIX, III, S. 249; vgl. *Vite* I, S. 29, Anm. 2.

⁹ Der moderne Ruhm, in: J. Burckhardt, *Die Kultur der Renaissance in Italien*, Durchges. v. W. Goetz, Stuttgart 1952, S. 132 ff.

¹⁰ *Vite* II, S. 449.

¹¹ *Vite* I, S. 253.

¹² *Vite* I, S. 477; S. 556; S. 598.

¹³ „In quello ho scritto ho messo la propria verità, secondo l'ho udita o veduta, non levando né agiungendo nulla di mio“ (*Vite* II, S. 211).

¹⁴ Greco, *Vita* I, LVII.

¹⁵ Vgl. auch A. Greco, Alla scoperta delle biblioteche umanistiche con Vespasiano da Bisticci, in: *Accademie e Biblioteche d'Italia* 42 (1974), fasc. 3, S. 187 ff.

¹⁶ Erwähnenswert erscheint nur G. M. Cagni, Agnolo Manetti e Vespasiano da Bisticci, in: *Italia medioevale e umanistica* 14 (1971), S. 293 ff.

¹⁷ Ausgenommen die in Anm. 16 erwähnte Studie zu einer einzelnen Vita.

Ihren Stellenwert als historische Quelle zu bestimmen, soll — wenn auch in der gedrängten Kürze eines Vortrags — im folgenden versucht werden.

Was dem modernen Betrachter an der italienischen Renaissance, als Ganzes gesehen, auffällt, ist die in der europäischen Geschichte einmalige Konzentration schöpferischer Kräfte auf allen Gebieten während eines relativ kurzen Zeitraums. Diese Beobachtung hat bereits der Zeitgenosse Vespasiano gemacht: „Im gegenwärtigen Zeitalter haben ganz einzigartige Menschen in allen Fähigkeiten geblüht [. . .] in diesem Zeitalter haben ausgezeichnete Menschen in allen sieben freien Künsten geblüht und zwar nicht nur Gelehrte in der lateinischen, sondern auch in der hebräischen und in der griechischen Sprache [. . .] hervorragend als Schriftsteller in der Kunst der Rede, den Alten nicht unterlegen.“¹⁸ Zu den philologischen und rhetorischen Leistungen treten die künstlerischen hinzu: „Um dann zur Malerei, zur Bildhauerkunst und zur Architektur zu kommen, haben alle diese Künste ihren höchsten Grad erreicht, wie man an den durch sie geschaffenen Werken sieht, von denen man eine unendlich große Zahl nennen könnte.“¹⁹

Dem Selbstverständnis der Renaissance gemäß stehen in diesem Resümee ihrer Kultur an erster Stelle die philologisch-rhetorischen Leistungen, erst an zweiter Stelle folgen die Werke in den bildenden Künsten und der Architektur, an welche der Gebildete unserer Tage zuerst zu denken pflegt, wenn das Wort Renaissance fällt. Aus einer statistischen Analyse der Sammelbiographien aus der Renaissance geht hervor, daß bis ins 16. Jahrhundert hinein die Literaten 49% aller behandelten Persönlichkeiten ausmachen, dagegen die Künstler mit nur 4,5% den geringsten Anteil haben.²⁰ Dieser Statistik entspricht die bereits im Zusammenhang mit der Inhaltsangabe der *Vite* erwähnte absolute Majorität der Gruppe der „Staatsmänner und Literaten“, während die Künstler bei Vespasiano leer ausgehen, abgesehen von dem zitierten allgemeinen Hinweis auf ihre Werke.

Unter dem halben Hundert der „Staatsmänner und Literaten“ sind nahezu alle entweder Humanisten oder Persönlichkeiten, die durch ihre Bildung bzw. geistigen Interessen mit dem Humanismus verbunden sind. Wenn Vespasiano im Einklang mit anderen zeitgenössischen Sammelbiographien den Humanisten einen so bevorzugten Rang einräumte, so deswegen, weil die Zeit in ihnen ihre geistigen Wortführer sah und das mit Recht, denn in den Humanisten erwachte zuerst das epochale Selbstverständnis der Renaissance als eines neuen Zeitalters,²¹ dessen

¹⁸ „A la presente età ha fiorito in ogni facultà d'uomini singularissimi [. . .] in questa età hanno fiorito tutte e sette l'arte liberali d'uomini eccellentissimi e non solo ne la lingua latina, ma ne l'ebraea e ne la greca [. . .] iscrittori dottissimi ed eloquentissimi none inferiori a passati“ (*Vite* I, S. 32).

¹⁹ „Venendo di poi a la pitura, scoltura, architettura, tutte queste arte sono istate in sommo grado come si vede per l'opere loro hanno fatte, e di queste se ne potrebbe nominare infiniti“ (Ebd.).

²⁰ E. Ziesel, *Die Entstehung des Geniebegriffs. Ein Beitrag zur Ideengeschichte der Antike und des Frühkapitalismus*, Tübingen 1926, S. 176.

²¹ A. Buck, *Das Geschichtsdenken der Renaissance*, Krefeld 1957 (Schriften u. Vorträge des Petrarca-Instituts Köln IX); ders., Einleitung in: *Zu Begriff und Problem der Renaissance*, A. Buck (Hrsg.), Darmstadt 1969, S. 1 ff.

Bildungsidee sie im Programm der „studia humanitatis“ in die Praxis umsetzten mit dem Ziel, den Menschen das „recte vivere“ zu lehren.

Dieser Bedeutung des Humanismus wurde sich Vespasiano bereits durch seine berufliche Tätigkeit bewußt: Als Buchhändler vertrieb er die Abschriften antiker Autoren und ließ weitere Kopien von ihnen anfertigen. Seine Abnehmer waren alle, die um der humanistischen Bildung willen Bücher sammelten und Bibliotheken anlegten, so etwa Cosimo de' Medici, in dessen Auftrag Vespasiano 45 Kopisten anstellte, die in zweiundzwanzig Monaten zweihundert Bände abschrieben. Cosimo vereinte sie in der Badia von Fiesole zu einer Bibliothek, die später in die Laurenziana überführt worden ist.²² Vespasianos Umgang mit Büchern erschöpfte sich nicht im rein Geschäftlichen, sondern führte zu persönlichen Kontakten und Gedankenaustausch mit den Interessenten. So übte seine Buchhandlung bereits, wenn auch in beschränkterem Umfang, eine ähnliche Funktion aus wie später die Offizinen der großen Drucker: Stätte der Begegnung und des Gesprächs zwischen Vertretern der Intelligenz zu sein, in welcher der Humanismus dominierte.

In Vespasianos Buchhandlung dürften fast alle bekannten Florentiner Humanisten aus der ersten Hälfte des Quattrocento verkehrt haben: Ambrogio Traversari, Niccolò Niccoli, Leonardo Bruni, Poggio Bracciolini, Carlo Marsuppini und Giannozzo Manetti, mit dem Vespasiano eine enge Freundschaft verband. Angesichts dieser Beziehungen versteht es sich, daß Vespasiano auch zu dem humanistischen Zirkel gehörte, der seit 1454 im Hause Alamanno Rinuccinis regelmäßig zur „exercitatio literarum“ zusammenkam, der sogenannten „Aademia“, in der später der an das „Studio“ berufene byzantinische Gelehrte Giovanni Argiropulo eine führende Rolle spielte.²³ Ebenso war Vespasiano Gast bei den Banketten, zu denen Franco Sacchetti, ein angesehener Politiker und Verfasser einer weit verbreiteten Novellensammlung, die Mitglieder des genannten Kreises zweimal im Jahre einlud. Vespasianos Teilnahme an diesen Formen humanistischer Geselligkeit, die sich auf einem hohen geistigen Niveau bewegte, läßt darauf schließen, daß sich der einfache „cartolaio“ auch ohne regelrechte Studien ein hinreichendes Maß an Bildung angeeignet haben muß. Diese Bildung war auch die notwendige Voraussetzung dafür, daß er seine *Vite* verfassen konnte.

Im Hinblick auf unser Thema, das auf dem Hintergrund der Zeitgeschichte entworfene Bild der Renaissance, interessieren primär die Lebensläufe, die den Aspekt erhellen, unter dem Vespasiano die neue Zeit sah: den Humanismus. Vespasiano versteht ihn (wie wir auch heute) als eine auf der Kenntnis der klassischen Sprachen beruhende, vorwiegend literarische Bewegung. Die Humanisten werden in den Lebensbeschreibungen jeweils am Anfang durch ihre vollendete Beherrschung des Lateinischen und des Griechischen gekennzeichnet. So heißt es etwa bei Carlo Marsuppini: „dette opera alle lettere latine, nelle quali venne dottissimo, dato opera alle lettere latine istudiò in greco nella quale lingua

²² *Vite* II, S. 183.

²³ G. M. Cagni, *Vespasiano da Bisticci e il suo epistolario*, Roma 1969, S. 84.

venne dottissimo non meno che nella latina;²⁴ oder kürzer bei Mafeo Vegio: „fu dottissimo in greco et in latino“²⁵ und bei Leonardo Bruni: „Eccellentissimo nelle lettere latine et greche“.²⁶

Vespasiano wußte, daß in bezug auf den Unterricht in den klassischen Sprachen dem Griechischen gerade im Florenz des Quattrocento eine besondere Förderung zuteil wurde, dank der von den Humanisten betriebenen Berufung byzantinischer Gelehrter an das Studio, d. h. an die Universität. Den ersten, der dort von 1398 ab tätig war, Emanuele Crisolora, erwähnt Vespasiano mehrfach als den Lehrer zahlreicher Humanisten, u. a. von Leonardo Bruni,²⁷ des erfolgreichsten unter seinen Schülern,²⁸ dessen zahlreiche Übersetzungen aus dem Griechischen, darunter von Werken des Aristoteles und Platons, Vespasiano in dem die Vita Brunis abschließenden Werkverzeichnis anführt.²⁹

Ausführlicher als über Crisolora hat sich Vespasiano über Giovanni Argiropulo geäußert, der 1456 zum Lehrer für Griechisch am „Studio“ ernannt worden war. Wie schon erwähnt, dominierte er im Kreis der „Achademia“ und nahm an den von Sacchetti veranstalteten Banketten teil, so daß ihn Vespasiano persönlich kannte. Er ist, wie Giuseppe Cammelli, Argiropulos Biograph, hervorhebt, ein wichtiger Zeuge dafür, daß der Byzantiner neben seiner Tätigkeit am „Studio“ auch Privatunterricht in den Häusern angesehener Florentiner Bürger erteilte,³⁰ u. a. Piero und Donato Acciaiuoli, sowie „anderen jungen Florentinern“, welche seine Universitätsvorlesungen hörten und sich von ihm zu Hause die aristotelische Logik interpretieren ließen.³¹ Für das Ansehen, das sich Argiropulo im humanistischen Milieu von Florenz erworben hatte, liefert Vespasiano einen weiteren Beleg in der Vita des Janus Pannonius: Anlaß für dessen Besuch in Florenz war u. a. der Wunsch, Argiropulo kennenzulernen.³²

Wenn — wie ein im Namen von Vespasiano geschriebener Brief Alamanno Rinuccinis vermerkt — Argiropulo die florentinische Jugend nicht nur griechische Sprache und Literatur gelehrt hat, sondern auch die Wissenschaften („artes“), „quae ad bene beateque vivendum pertinere videantur“,³³ so erinnert diese Wendung an Begriffsbestimmungen der „studia humanitatis“ die etwa nach Leonardo Brunis bekannter Definition „den Menschen vervollkommen und

²⁴ *Vite* I, S. 591.

²⁵ *Vite* I, S. 569.

²⁶ *Vite* I, S. 463.

²⁷ *Vite* I, S. 463.

²⁸ „fu, fra tutti, quello che più progredi nella conoscenza del greco“ (G. Cammelli, *Manuele Crisolora*, Firenze 1941, S. 50.)

²⁹ *Vite* I, S. 482 ff.

³⁰ G. Cammelli, *Giovanni Argiropulo*, Firenze 1941, S. 102.

³¹ *Vite* II, S. 11.

³² *Vite* I, S. 329.

³³ F. Fossi, *Monumenta ad Alamanni Rinuccini vitam contexendam*, Firenze 1791, S. 61 f.; zit. nach *Vite* I, S. 329, Anm. 1.

zieren sollen.³⁴ Das Studium der „artes liberales“ bzw. der aus ihnen hervorgegangenen „studia humanitatis“ war für einen Humanisten selbstverständlich, weswegen es Vespasiano in den „curricula“ nur gelegentlich erwähnt, z.B. in der Vita des Benedetto Accolti: „Ebbe notizia di questi istudii d'umanità“;³⁵ übrigens ein früher Beleg für die italienische Übersetzung des lateinischen Terminus.

Die Aufzählung der Fächer, welche die „studia humanitatis“ umfassen, nämlich Grammatik, Rhetorik, Poetik, Geschichte und Moralphilosophie, findet sich zum erstenmal in dem Kanon des für eine Bibliothek als notwendig erachteten Bücherbestandes, den Tommaso Parentucelli, der nachmalige Papst Nikolaus V., auf Cosimo de'Medicis Wunsch für die Ordnung der Bibliothek von San Marco zusammenstellte.³⁶ Vespasiano zitiert diesen Kanon zweimal: in der Vita Papst Nikolaus' V.³⁷ und in der Vita Cosimo de'Medicis.³⁸ Begreiflicherweise war Vespasiano, dessen Leben um das Buch kreiste, daran interessiert, was nach der Meinung eines Sachkenners zur Standardausrüstung einer zeitgenössischen Bibliothek gehörte. Ohne daß Details aus dem Kanon angeführt werden, läßt sich aus den von Vespasiano genannten Titeln der dem Kanon folgenden Bibliotheken Cosimo de'Medicis und Federigo di Montefeltres ersehen, daß zu dem für unentbehrlich gehaltenen Bestand außer den für die „studia humanitatis“ erforderlichen antiken Autoren auch die Bibel sowie die wichtigsten Werke der Kirchenväter und der großen Scholastiker gezählt werden.³⁹ Demnach bewirkte der Humanismus, wie auch die durch die moderne Forschung rekonstruierten Bibliotheksinventare bezeugen,⁴⁰ keine radikalen Veränderungen in der Zusammensetzung der Bibliotheken; es gab keinen Bruch mit der mittelalterlich-christlichen Tradition.

Die erhöhte Aufmerksamkeit, welche die Forschung seit Jahrzehnten den Bibliotheken der Humanisten schenkt, entspringt der Einsicht in die entscheidende Bedeutung, welche für den Humanisten dem Buch als Arbeitsinstrument und der Bibliothek als Lebensraum zukommt. Diese Einsicht spricht bereits aus Vespasianos Viten, in denen er immer wieder auf die zentrale Rolle des Buchs im Dasein des Humanisten hinweist. Das Aufspüren von Codices antiker Texte und das Sammeln von Büchern sind neben den gelehrten Studien ein essentielles Charakteristikum der humanistischen Existenz. In den Viten ist von nicht weniger als zweiund-

³⁴ „propterea humanitatis studia nuncupantur, quod hominem perficiant et exornent“ (L. Bruni, *Epist.* VI, ed. L. Mehus, Florentiae, 1741, II, S. 49.)

³⁵ *Vite* I, S. 596.

³⁶ G. Sforza, *La patria, la famiglia e la giovinezza di papa Niccolò V.* Ricerche storiche, Lucca 1884, S. 380.

³⁷ *Vite* I, S. 46 f.

³⁸ *Vite* II, S. 183.

³⁹ *Vite* II, S. 184 ff.; I, S. 387 ff.

⁴⁰ Vgl. u. a. P. Kibre, The Intellectual Interests Reflected in Libraries of the Fourteenth and Fifteenth Centuries, in: *Journal of the History of Ideas* 7(1946), 257—297; A. Buck, Die italienische Renaissance im Spiegel neuester Forschungen, in: *Wolfenbütteler Renaissance Mitteilungen* 10(1986), S. 83 ff.

dreißig Bibliotheken die Rede, z.T. recht ausführlich. Bekannt geworden ist die Beschreibung der Bibliothek, die der Herzog von Urbino, Federigo di Montefeltre, in seinem Palast aufgestellt hat.⁴¹ Zu den Bcherlieferanten gehörte Vespasiano, der voll Bewunderung erklärt, der Herzog hätte etwas vollbracht, was keinem seit tausend Jahren gelungen wäre; nämlich „d'aver fatta fare una libreria, la pi degna che sia mai stata fatta da quello tempo in qua“.⁴²

Unter den übrigen von Vespasiano erwähnten Bibliotheken erscheinen zwei deswegen bemerkenswert, weil sich mit ihnen der Übergang von der privaten zur öffentlichen Bibliothek vollzieht. Der Florentiner Bchersammler Niccol Niccoli stellte die unter Einsatz seines gesamten Vermögens erworbenen Bücher jedermann zur Verfügung. Er verlieh sie an alle, die humanistische Studien betrieben und Florentinern wie auswärtigen Besuchern gab er zum Lesen ein Buch in die Hand und fragte sie nach beendeter Lektüre danach, was sie gelesen hatten. In seinem Testament verfügte er, daß Cosimo de' Medici die Bücher in die Bibliothek von San Marco eingliedern sollte, „che fussino comuni a tutti quegli che n'avessino bisogno“.⁴³ Die gleiche Verfügung traf der Kardinal Bessarion, der eine der bedeutendsten Sammlungen griechischer Handschriften besaß, und diese zusammen mit seinen übrigen Büchern der Republik Venedig vermachte mit der Auflage, dafr eine öffentliche Bibliothek zu bauen; es ist der Grundstock der Bestnde der Biblioteca Marciana. Die ideellen und z.T. auch die materiellen Voraussetzungen für die Errichtung dieser und anderer öffentlicher Bibliotheken geschaffen zu haben, gehört zu den bleibenden Leistungen des Humanismus.

Die neu gegründeten Bibliotheken enthielten neben den antiken und christlichen Autoren der Vergangenheit meist auch moderne Autoren, d.h. die Gegenwartsliteratur und zwar fast ausschließlich die von Humanisten verfaßte, war im Bewußtsein der Zeit so wertvoll, daß man sie aufbewahrte. Das gilt u.a. auch für die Bibliothek von Urbino. Vespasiano nennt die lateinischen und volkssprachlichen Werke Dantes und Petrarcas sowie Boccaccios lateinische Schriften, ferner Werke von rund zwanzig italienischen Humanisten, darunter viele, deren Lebensläufe er beschrieben hat. Die meisten dieser Lebensläufe schließt ein Werkverzeichnis ab.⁴⁴ Es ist zwar nicht in jedem Fall lückenlos und frei von Versehen, aber bietet wie die Aufzählung einschlägiger Bibliotheksbestände wichtige Materialien zur Erforschung des italienischen Humanismus.

Einen summarischen Überblick über die Geschichte des italienischen Humanismus von seinen Anfängen bis ins 15. Jahrhundert enthält das Vorwort zur Lebensbeschreibung der Alessandra de' Bardi, die eine Art Anhang zu den Viten der „uomini singolari“ darstellt. Nach der Aufzählung der in der Antike verfaßten

⁴¹ *Vite* I, S. 368 ff.

⁴² *Vite* I, S. 386.

⁴³ *Vite* II, S. 238.

⁴⁴ Außer dem Werkverzeichnis am Schluß von Poggio Bracciolinis Vita zählt Vespasiano im Text die von Poggio entdeckten Codices auf, darunter einige, ihm irrtümlicherweise zugeschriebene Entdeckungen (*Vite* I. S. 542 ff.).

Biographien stellt Vespasiano fest, daß mit dem Sittenverfall in der späten römischen Kaiserzeit Literatur und Wissenschaft zugrunde gingen und im Reich des Geistes jahrhundertlang Finsternis herrschte. Es ist die bekannte humanistische These vom finsternen Mittelalter. Wie für die Humanisten ist auch für Vespasiano das Kriterium für den geistigen Niedergang der Verfall der lateinischen Sprache. Als diese mit Dante, Petrarca und Boccaccio wieder zum Leben erwacht, beginnt sich die Finsternis etwas zu lichten; endgültig vertrieben wird sie jedoch erst durch Leonardo Bruni, den eigentlichen Erneuerer der lateinischen Sprache. Mit ihrer Wiederherstellung entfaltet sich der Humanismus mit dem Schwerpunkt in Florenz in den Männern, deren Leben und Wirken Vespasiano beschrieben hat.

Weit entfernt davon, im Humanisten einen wurzellosen Intellektuellen zu sehen, der sich aus seiner Zeit in esoterische Studien flüchtet, verankert ihn Vespasiano fest in seine Umwelt, mit der er fast immer durch seinen Beruf als Lehrer der „studia humanitatis“ oder als Sekretär im Dienst weltlicher und geistlicher Herren oder als Inhaber irgendwelcher Ämter verbunden ist. Als Paradigma für den politisch engagierten Humanisten mag der mit Vespasiano eng befreundete Florentiner Giannozzo Manetti dienen, der das Ideal des Bürgerhumanisten verkörpert.⁴⁵ Er war eine Zierde der Stadt „non solo collo il scrivere, ma con tutte le cose ch'egli ebbe a fare“.⁴⁶

Manettis Studien gingen weit über die Grenzen der „studia humanitatis“ hinaus und erstreckten sich auf Logik, Moral- und Naturphilosophie und Theologie. Seine umfassende Bildung resümiert Vespasiano in einem Satz: „Usava dire avere tre libri a mente, per lungo abito, l'uno era l'Epistole di sancto Paolo, l'altro era Agostino, De civitate Dei, e de' gentili l'Etica di Aristotele.“⁴⁷ Trotz der Abfassung zahlreicher gelehrter Arbeiten, darunter des für das humanistische Menschenbild grundlegenden Traktats „De dignitate et excellentia hominis“, bekleidete Manetti wichtige Ämter im Stadregiment und übernahm in dessen Auftrag diplomatische Missionen bei fremden Regierungen.

Eine so vielseitige Tätigkeit auszuüben war Manetti nur möglich, weil er seine Zeit genau einteilte und nie eine Stunde verlor. „Usava dire che nel tempo che noi abbiamo in questa vita, ce ne converrà rendere ragione.“⁴⁸ Gott vergibt die Zeit wie ein Kaufmann das Kapital und fordert wie dieser Rechenschaft darüber. Hier begegnet, obgleich noch christlich motiviert, das mit der Renaissance aufkommende neue Verhältnis zur Zeit.⁴⁹ In einem Brief aus dem Jahre 1408 schrieb der Florentiner Kaufmann Lapo Mazzei: „Wer die Zeit besser auszugeben versteht, ist

⁴⁵ Vespasiano verfaßte zunächst einen umfangreichen „Commentario della Vita di Messer Giannozzo Manetti“ (*Vite* II, S. 519 ff.) und faßte ihn dann in der „Vita di Messer Giannozzo Manetti“ (*Vite* I, S. 485 ff.) zusammen.

⁴⁶ *Vite* I, S. 485.

⁴⁷ *Vite* I, S. 485 f.

⁴⁸ *Vite* I, S. 491.

⁴⁹ R. J. Quiñones, *The Renaissance Discovery of Time*, Harvard 1972.

dem ändern überlegen.“⁵⁰ Wenn der dem Mittelalter fremde Gedanke, daß die Zeit kostbar ist, nicht nur der Kaufmannsmentalität vertraut ist, sondern auch seit Petrarca einzelnen Humanisten, bietet Manetti ein weiteres Beispiel dafür. Daß Vespasiano es ausdrücklich vermerkt, zeigt sein Gespür für die Veränderung des Lebensgefühls im Zeichen des Humanismus.

Obwohl Niccolò Niccoli keine Ämter in Florenz bekleidete, war er wie nur wenige Humanisten darauf bedacht, der Gesellschaft zu dienen, indem er zu ihrem Nutzen die humanistischen Studien propagierte. Das geschah in erster Linie durch seine bereits erwähnte Bibliothek, aber auch durch seine für einen Humanisten exemplarische Lebensweise. Außer Bücher erwarb er als Kunstliebhaber Skulpturen, Statuen und Medaillen meist antiker Provenienz und reihte sich damit ein in die humanistischen Antiken-Sammler. Die gesammelten Kunstwerke verschönten ihm den Alltag: „Bei Tisch aß er von kostbarem, antikem Geschirr; der ganze Tisch war besetzt mit Majoliken und anderen geschmückten Gefäßen. Er trank aus Kristallschalen oder solchen aus feinem Stein. Ihn bei Tisch zu sehen, alt wie er war, war ein Genuß.“⁵¹ Hier offenbart sich der ästhetische Grundzug des Humanismus, der die Schönheit der antiken Literatur, der antiken Kunst und Architektur wieder entdeckte und zur Nachahmung dieser Schönheit aufrief.

Dieser Aufruf fand außerhalb der sozusagen professionellen Humanisten Gehör in der zeitgenössischen Gesellschaft. Im Umfeld der Humanisten widmeten sich zahlreiche Liebhaber der wiederentdeckten Antike dem Studium ihrer Dichter, Geschichtsschreiber und Philosophen. Diese Humanisten im weiteren Sinn, die in Vespasianos Viten überwiegen, rekrutierten sich vornehmlich aus der Oberschicht. Erstaunlich hoch ist der Anteil der Geistlichkeit, angefangen mit dem um den Humanismus wohl verdienten Papst Nikolaus V., zu dem sich zahlreiche Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, darunter Johannes Vitéz, ungarischer Primas, und Janus Pannonius, Bischof von Fünfkirchen, gesellen, ferner ein Kanoniker wie Maffeo Vegio und ein Ordensgeistlicher wie Ambrogio Traversari. Wenn nach einer Schätzung Carlo Dionisotti in der ersten Hälfte des Cinquecento circa die Hälfte der Humanisten und humanistisch engagierten Literaten von der Kirche abhängig waren,⁵² so spiegeln Vespasianos Viten ein ähnliches Zahlenverhältnis für das Quattrocento wider.

Am Humanismus zeigten sich auch regierende Fürsten interessiert und waren um seine Förderung bemüht. Das trifft, obwohl nicht in gleichem Maß für die vier italienischen Fürsten zu, deren Leben Vespasiano beschrieben hat: König Alfons I. von Neapel, Federigo di Montefeltre, Herzog von Urbino, Alessandro Sforza und sein Sohn Costanzo, beide Herren von Pesaro. Nicht nur unter ihren Lebensbe-

⁵⁰ G. Guasti, *Ser Lapo Mazzei, Lettere di un notaro a un mercante del secolo XV*, Firenze 1880, II, S. 127.

⁵¹ „Quando era a tavola mangiava in vasi antichi bellissimi, et così tutta la sua tavola era piena di vasi di porcellana, o d'altri ornatissimi vasi. Quelle con che egli beeva erano coppe di cristallo o d'altre pietre fine. A vederlo a tavola, così antico come egli era, era una gentilezza“ (*Vite* II, S. 239; Übers.: S. 345).

⁵² C. Dionisotti, *Geografia e storia della letteratura italiana*, Torino 1967, S. 68.

schreibungen, sondern unter allen Biographien räumt Vespasiano dem Herzog von Urbino eine Sonderstellung ein: „lo metteremo il primo di tutti i dotti uomini singolari.“⁵³ Federigo erscheint als die ideale Verkörperung des Fürsten, der alle Herrschertugenden in sich vereint: militärische Tüchtigkeit, politische Klugheit und universale Bildung.

So ähnelt die Vita jenen humanistischen Fürstenspiegeln der Renaissance, die weniger auf die Monarchie als Institution denn auf die Person des Fürsten abgestellt sind,⁵⁴ zumal dort, wo ein zeitgenössischer Fürst als Personifikation des idealen Herrschers erscheint, wie es bei Federigo der Fall ist. Die Verlebendigung des Ideals gipfelt im persönlichen Bekenntnis: „Er sagte mir eines Tages, wie wichtig Menschlichkeit für den Herrscher eines Staates [...] sei, [...] denn keine Eigenschaft kleide den großen Mann besser als Menschlichkeit.“⁵⁵ Mit der Beschwörung des Begriffs der „umanità“ wird das Leitmotiv humanistischer Lebensführung zur obersten Maxime des verantwortungsbewußten politischen Handelns erhoben.

Indem Vespasiano die meisten seiner bekannten Zeitgenossen, der „uomini singolari“, deren Leben er beschreibt, aus der Perspektive des Humanismus betrachtet und an ihnen Normbilder humanistischer Lebensformen entwickelt, liefert er zu deren Geschichte im Quattrocento an Hand einer Fülle von Einzelkenntnissen eine einmalige Dokumentation, deren Wert als historische Quelle gar nicht hoch genug geschätzt werden kann. Für die Faszination, die von Vespasianos lebensvollen Darstellungen ausgeht, ist Jacob Burckhardt ein denkwürdiger Zeuge. Wie er in einem Gespräch mit dem Papsthistoriker Ludwig von Pastor geäußert hat, kam ihm bei der Lektüre von Vespasianos Viten während eines römischen Aufenthalts im Jahre 1847 „der erste Gedanke zur ‚Kultur der Renaissance in Italien‘“, dem klassischen Werk, mit dem die moderne Renaissanceforschung beginnt.⁵⁶

⁵³ *Vite* I, S. 353.

⁵⁴ B. Singer, *Die Fürstenspiegel in Deutschland im Zeitalter der Reformation*, München 1981.

⁵⁵ „Dissemi un di quanto debe essere umano chi ha da governare ... perchè, diceva, era la principal cosa si richiedeva a uno signore, et ... perch'ignuna cosa doveva essere più comune agli uomini grandi che l'umanità“ (*Vite* I, S. 406; Übers. S. 204).

⁵⁶ L. Freiherr von Pastor, *Tagebücher, Briefe, Erinnerungen*, W. Wühr (Hrsg.), Heidelberg 1950, S. 273.

NOTKER HAMMERSTEIN
(Frankfurt a. M.)

GESCHICHTE ALS ARSENAL GESCHICHTSSCHREIBUNG IM UMFELD DEUTSCHER HUMANISTEN

Zunächst darf ich um Nachsicht dafür bitten, daß ich es mit Coluccio Salutati halten muß. Freilich ist das im Sinne unserer gemeinsamen Bemühungen keine schlechte Adresse, ja sie überhöht vielleicht auf unangemessene Weise meine Bemühungen. Denn was ich Ihnen hier unter diesem Thema vorzuführen im Begriff bin, ist, was Salutati bezeichnete als „sparsa colligere et propter vetustatem abscondita renovare“, also Bekanntes, aber vielleicht nicht unmittelbar Gegenwärtiges wieder in Erinnerung zu rufen.¹ Ich darf das mit einem Bericht beginnen, besser einer Geschichte, die in den gemeinten Problemzusammenhang einführt.

Die Boier — also die Bayern, wie es seit den frühen deutschen Humanisten feststand — waren neben den anderen Völkern aus der Arche Noah hervorgegangen, die ja „in Armenia auff dem Gebürg stehen bliben“. Von dort waren sie dann nicht nur in der Gegend der Silva Hercynia, des „Hartzwaldes“, gelangt, schrieb dieser bayerische Patriot des 16. Jahrhunderts. „So mag das Bayerische volk ebenso weit nach dem Teutschland und Gallia oder eigentlicher zu reden Celtica schon bewohnt gewest, als zuvor in Armenia seinen Anfang genommen.“ Die Bayern seien also „eins von den keltischen Völkern“. ² Sie seien insoweit ein sehr altes Volk und an vielen antiken Unternehmungen unmittelbar beteiligt, wenn das auch in den Historien nicht immer angemessen berichtet werde. Gleichwohl, Tacitus und Silius Italicus enthielten darüber aufschlußreiche Hinweise. Daher sei es eine „verweislische nachlässigkeit [. . .] an den Bayrischen geschichtsschreibern, daß sie dieser und anderer von welchen hernach (aus dem Polibius, Livius und Silius) meldung geschieht, garnicht gedenken [. . .] Wie dann gemeinlich, wer den rechten grund der sachen nicht weist, sich auf freventliche gedicht und fahlen zu lenden pflegt“, wie

¹ So in seinem Werk, *De fato et fortuna* (ed. a cura di C. Bianca), Florenz 1985, S. 5.

² Zit. bei P. Joachimsen, *Marx Welser als bayerischer Geschichtsschreiber*, jetzt in: ders., *Gesammelte Aufsätze II*, Aalen 1983, S. 577 ff., hier S. 579. Diese Aufsätze Joachimsens wie auch seine Untersuchung: *Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung in Deutschland unter dem Einfluß des Humanismus*, Leipzig 1910 (repr. Aalen 1968), sind nach wie vor grundlegend.

der Autor mit einem mittlerweile klassischen Topos humanistischer Geschichtsschreiber meint.³

Im Grunde sind hier bereits alle Gesichtspunkte versammelt, über die ich mich äußern möchte. Der historischen Ergötzung zuliebe — und um auch an den dafür als Gewährsmann erwähnten Strabo zu erinnern — darf ich noch hinzufügen, wie diese Bayern aus Italien, wo sie länger siedelten, im Jahre 186 in ihre nunmehrige Heimat fanden. „Ob sie nun aus freyem willen ausgezogen [...] oder, wie Strabo dafür hat, mit gewalt ausgetrieben seyen worden, stell ich an einen ort [...]“. Es gereiche so oder so den Bayern zum Ruhm. „Dann eintweder hat das gantze volk so beharrlich und einhellig auf die freyheit gedrungen, oder die Römer (welche damaln schon so mächtig warden, das ihnen die größte könig und fürnembste statt in der gantzen welt ihren dienst haufenweis anbotten) haben ihnen nicht getrauet Italia sicher und bestendig inzuhaben, solang die bayern herdisshalb des gebürgs seien. Das ist eine starke bekanntnus ihrer bewusten und in werk erfahrenen dapfer- und streitbarkeit.“ Es werde darüber in alten — sprich: römischen — „cronicken“ nichts Zureichendes berichtet, weil solche „gezeugnussen nur von den Römern als öffentlichen feinden oder von den Griechen, welche den Römern underwürfig gewest, [...]“ überliefert wurden.⁴

Anfügen sollte ich vielleicht noch, daß diese „dapferen Boier“ begreiflicher-weise irgendwann in ihrer ruhmreichen Geschichte auch in Ungarn waren, den Ungarn empfindliche Niederlagen beigebracht haben. Aber zurück zum Gebrauch der Geschichte als Arsenal.

Es ist das der Ihnen allen geläufige Umstand, daß im Zuge der Ausbildung frühneuzeitlicher Geschichtsschreibung, die auch im Heiligen Römischen Reich den Humanisten zu danken war, die Historie als Kampfplatz besetzt wurde. Sie war nicht nur *magistra vitae*, sie war bereits von Anfang an auch Mittel zur Selbstbestätigung, zur — wie es im neuhochdeutschen Modewort heißt — Identität, besser wohl Identifikation mit Gleichgesonnenen und -denkenden in Abwehr der als fremd Empfundnen. Insofern galt auch im Reich, was von Italien übernommen worden war, daß aus den Historien „*incitamus enim exemplo et quodam quasi stimulo ad virtutem impellimur, cum aliorum benefacta legimus vel audimus*“.⁵ Ob das — wie hier — *Salutati*, ob das *Bruni*, *Guarini*, *Machiavelli*, *Guicciardini* schrieben: Es gehörte zu den inzwischen feststehenden Gemeinplätzen, denen freilich die unmittelbare Erfahrung Dignität verlieh. Diese Seite der Historien nicht zuletzt befestigte die Wertschätzung dieser einzigen weiterführenden, besser hilfreichen stellvertretenden Erfahrung und das lange über Renaissance und

³ P. Joachimsen, a.a.O., S. 581.

⁴ Ebd.

⁵ C. *Salutati*, *Epistolario* (a cura di F. Novati) 4 Bde., Rom 1891—1905, hier II, 18, Bd. I, S. 105.; zit. bei R. Landfester, *Historia Magistra vitae. Untersuchungen zur humanistischen Geschichtstheorie des 14.—16. Jahrhunderts* (Travaux d'Humanisme et Renaissance CXXIII), Genf 1972, S. 58.

Humanismus hinaus.⁶ Es galt, wie gesagt, selbstverständlich auch den deutschen Humanisten und Reformatoren als evidente Überzeugung. „Weiter ist etwas zu sagen von weltlichem brauch der historie“ — formulierte 1539 Melanchthon in der Vorrede zu Hedios *Auserlesener Chronik* — „das historien auch von wegen der künigreich erstlich geschriben anzuzeigen, wie die nacheinander gevolget und den regenten exempel fürzubilden allerlei fahrligkeit und anschläge, die in der regierung fürfallen mögen; welche exempel fürnemlich den regenten, darnach einem jeden in seinem stand, erinnerung zu allen tugenten geben.“ Man kann das fast direkt in Salutatis Worte zurückübersetzen: „quoniam rerum gestarum scientia monet principes, docet populos et instruit singulos quid domi quidque foris [...] sit agendum“.⁷

Begreiflicherweise erschien insbesondere den Fürsten das Studium der Geschichte unabweisbar; zunächst auch aus konfessioneller Absicht, daneben und später fast ausschließlich, weil sie allein die so notwendige stellvertretende Erfahrung lieferte. Bei Melanchthon im *Chronicon Carionis* hieß es etwa: „Est omnino necessaria singulis hominibus historiae cognitio, sed maxime gubernatoribus, quae sine temporum serie, sine gentium distinctione er non monstrato imperiorum ordine lucem non habet.“ Und bei Bernhard Schöfflerlin taucht der Gedanke ebenfalls und in mannigfacher Form auf, sei es wie in der Übersetzung aus Guarino: „wer aber fließlich historien [...] liebt und dadurch erfert nit allein, was in eins menschen leben oder in einer stat, sondern was sich in allen landen und stetten vor zweytusent iaren mercklich begeben hat, der mag [...] in kurtzen iaren erlangen vernunftt und geschicklichkeit, das er sich on zweyfel in allen dem, das ihm in synen leben zustet, dester weißlicher und fürsichtlicker halten.“⁸ Und an anderer Stelle schrieb er: „so ich oft unnd vil bey mir selbs betracht hab, was einem weltlichen man allermeist zu vernunftt dienen, zu manheit und einem tugentrichen leben bringen müg, find ich nach mynem beduncken nit nützers noch frucktbartichers dan flüssig historien unnd als geschichten zu lesen, [...]“.

Dieser allgemeine, ethisch-politische Nutzen der Historien wurde darüberhinaus aber ergänzt insoweit, als sie die je eigene Stellung in der Welt — eines Volkes, einer Commune, eines Gemeinwesens — zu erhellen in der Lage waren. Das hatten die italienischen Autoren seit Petrarca ja gezeigt, sie verstanden und begriffen sich selbst in ihrer antiken Vergangenheit. In der Ableitung der Herkunft, im Wiederbekanntmachen der als untergegangen und abgeschlossen verstandenen

⁶ Vgl. insgesamt auch J. Knappe, *Historie im Mittelalter und früher Neuzeit. Begriffs- und gattungsgeschichtliche Untersuchungen im interdisziplinären Kontext (Saecula Spiritualia 10)*, Baden-Baden 1984; P. Burke, *The Renaissance Sense of the Past*, London 1969.

⁷ Das Zitat Melanchthons nach H. Scheible (Hrsg.), *Die Anfänge der reformatorischen Geschichtsschreibung* (Texte zur Kirchen- und Theologiegeschichte 2), Gütersloh 1966, S. 19 ff., hier S. 23.; C. Salutati, *Epistolario*, VII, Bd. II, S. 291.; zit. nach R. Landfester, a.a.O., S. 132.

⁸ Zit. nach H. Scheible, a.a.O., S. 27. Die praktischen Folgen habe ich u.a. dargestellt im Hess Jb. f. Landesgesch. 33, Marburg 1983, S. 192 ff.: *Prinzenerziehung im landgräflichen Hessen—Darmstadt*. — Die Zitate Schöfflerlins von 1505 in: W. Ludwig, *Römische Historie im deutschen Humanismus*, Hamburg 1987 (Joachim Jungius — Ges. d. Wiss.), S. 49 und 52.

Antike hatten sie Normen und Formvorstellungen gewonnen für ihre Gegenwart. Aus den antiken Historien nicht zuletzt hatten sie ihre Kenntnis dieser untergegangenen Zeit gewonnen und für sich fruchtbar gemacht, und das waren schließlich den Italienern die eigenen Vorväter. Dank dieser antiken Zeugnisse wußten sie von der Größe und Bedeutung Italiens und seiner Völker. Weder Renaissance noch Humanismus hätten ohne solche Vorstellungen und Vorbilder zu dem werden können, was sie waren.⁹ Alle diejenigen, die nun diesem Ideal nachstrebten, und das waren zunehmend ja auch Nichtitaliener, wurden dann freilich auf das gleiche, auf dieses gemeinsame Kulturideal verpflichtet, dem nachzustreben war und das einzulösen stand. Das brachte aber manche Probleme, wie sogleich zu erläutern steht.

Indem nämlich die Deutschen, zumeist als Studiosi an italienischen Universitäten, mit diesem neuen Geist, diesem Kulturideal vertraut wurden und es nachzuahmen suchten, konnten sie das zunächst nur in eben diesem, dem klassischen antiken Umkreis. Schließlich mochten sie in Verehrung und Bewunderung für diese Antike nicht hinter den Italienern zurückstehen, auch sie erkannten darin ihr gemeinsames Ideal. Folgerichtig galt für sie, wie das etwa Mutian formulierte: „*ama rem latinam, in qua omnes bone insunt artes. Extra quam quisquis est, putidus est et barbarus et nugator ignavus*“.¹⁰

Diese *res latina* war gewiß auch die Sprache, aber zugleich das Kulturideal! Wie vertrug sich das dann aber — und irgendwann mußten diese Deutschen das bemerken — mit ihrer Herkunft, mit dem scheinbar offenkundigen Sachverhalt, daß Italien der Boden für Rom gewesen war, die Römer die Erben der Griechen, die Italiener hinwiederum die Roms waren. Hier war kein Platz für die Germanen, die gelangten erst später dorthin.

Diesen Zwiespalt kannte man zwar bereits seit der mittelalterlichen Kaiserpolitik. Aber da war er nicht vorab ein kultureller wie er es jetzt in so schmerzhafter Weise aufgrund des gemeinsamen Ideals geworden war. Da konnte die traditionsreiche Konkurrenz leicht als zusätzliches Argument hinzutreten — wie es unter anderem in den Gravamina der deutschen Nation geschah. Aber die neue Probe auf den Wert der einzelnen christlichen Völker, ihrer Herkunft und Würde zwang zu ganz anderem, tiefergreifendem Wettbewerb. Der bereits seit den Kreuzzügen erfahrene Unterschied wurde infolge eben des als verbindlich akzeptierten gemeinsamen Ideals noch deutlicher, förderte allenthalben eine Art entschiedenen Patriotismus unter den europäischen Völkern.

⁹ Insgesamt zur Bedeutung der Antike für Renaissance und Humanismus: J. Burckhardt, *Die Kultur der Renaissance in Italien* (viele Aufl.), insb. Abschn. 3; G. Voigt, *Die Wiederentdeckung des klassischen Alterthums*, 2 Bde., jetzt Berlin 1960; A. Buck, *Die humanistische Tradition in der Romania*, Bad Homburg 1968, insb. I; ders., B. Guthmüller u. a. (Hrsg.), *Studia humanitatis*, Wiesbaden 1981, insb. III.

¹⁰ K. Gillert (Hrsg.), *Der Briefwechsel des Conrad Mutianus*, Halle 1890, I, S. 49., Nr. 39. — Vgl. insgesamt auch W. Barner, *Studia toto amplectenda Pectore*. Zu Peter Luders Programmrede vom Jahre 1456, in: *Res Publica Guelpherbytana (Wolfenbütteler Beiträge zur Renaissance- und Barockforschung, Festschrift für Paul Raabe)*, Chloe, Beihefte zum Daphnis Bd. 6, Amsterdam 1987, S. 225 ff.

Für die Deutschen in Italien und auch die zu Hause bzw. nach Hause Zurückkehrenden war das besonders gravierend. Schließlich beanspruchten sie nicht ganz zu Unrecht, die einzigen rechtmäßigen Erben des römischen Kaisertums zu sein. Die Idee dieses Kaisertums beinhaltete zugleich, das erste und ehrwürdigste unter den Völkern zu sein. Gewiß wußten diese frühen deutschen Humanisten des 15. Jahrhunderts, daß Idee und Realität weit auseinandergehen konnten. Aber die Vorstellung, den Anspruch selbst, eben diese Idee brauchte das nicht zu tangieren. Die Erinnerung an Kaisertum und Reich war stark, sie mußte nur realisiert werden.¹¹ Und so waren eben zureichende Argumente zu finden, um den Sachverhalt selbst zu begründen, das herausfordernde Überlegenheitsgebaren der Italiener in seine Schranken zu verweisen.¹²

Hatte man davon auszugehen, daß allein der Gebildete, der humanista, derjenige sei, der gut und ethisch verantwortlich zu handeln in der Lage ist — und so war ja die Meinung¹³ —, konnte der Verweis auf solche Fähigkeiten und sittliche Verhaltensweisen den erwünschten und behaupteten Tatbestand belegen. Das mochte sich in Italien selbst so anhören, wie es in der Rede eines deutschen Studenten in Pavia während des 15. Jahrhunderts lautete: „Qui sunt, qui integram atque castissimam vitam hic observant? Fidissimi Alemanni! Qui sunt, qui istam universitatem florentissimam sapientia, virtute, celebri fama exornaverint plurimum? Fidissimi Alemanni! Qui sunt denique, qui rem publicam vestram, optimi cives, ditem faciunt ac pecuniis affluentem? Fidissimi Alemanni!“¹⁴

Oder man konnte, wie Gebwiler in seiner Plautus-Ausgabe, Straßburg 1514, feststellen: „Non possum non congratulari saeculis nostris, adulescentes studiosissimi, probiorem ac tersam latinitatem, qua jam pridem sola gloriabatur Italia, nunc oppidatim et vicatim vel apud nostrates disseminari . . .“¹⁵ Ein anderer Zeitgenosse hat damals, im Blick auf Gutenbergs Leistung, argumentiert: „Ein Sohn der Stadt Mainz, der Ruhmesglanz unseres deutschen Namens, feste Typen aus Erz geformt und die Kunst gelehrt hat, mit umgekehrten Buchstaben zu schreiben — das nützlichste, was je erfunden werden konnte. Nunmehr endlich werden die Italiener die Deutschen nicht mehr ob ihrer geistlosen Untätigkeit schmähen können [. . .]“¹⁶

¹¹ Vgl. u.a. den Artikel „Reich“ in: O. Brunner, W. Conze, R. Koselleck (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. V, Stuttgart 1985.

¹² Politisch wirkte gleichermaßen nachhaltig die Gegnerschaft gegen Frankreich, das Haus Valois, was hier jedoch nicht näher verfolgt wird.

¹³ Statt aller E. Garin, *Geschichte und Dokumente der abendländischen Pädagogik II*, Humanismus (rde) Hamburg 1966; A. Buck, *Humanistische Lebensformen* (Vorträge der Aeneas-Silvius-Stiftung a.d. Universität Basel XVIII), Basel/Frankfurt a.M. 1981.

¹⁴ A. Reimann, *Der ältere Pirckheimer*, Leipzig 1944, S. 102.

¹⁵ J. Knepper, *Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den Elsässer Humanisten*, Freiburg i. Br. 1898, S. 78.

¹⁶ Zit. bei H. Widmann, *Die Wirkung des Buchdrucks auf die humanistischen Zeitgenossen . . .*, in: F. Krafft, D. Wuttke (Hrsg.), *Das Verhältnis der Humanisten zum Buch*, Boppard 1977, S. 73.

Gleichwohl blieb dieser Boden schwankend. Es war damit der genuinen Überlegenheit der Italiener nicht deutlich genug beizukommen. Ihr so unmittelbarer Zusammenhang mit der Antike konnte erst dann als wettgemacht gelten, wenn sich auch im eigenen Umkreis vergleichbare Momente und Werte finden ließen.

Mit der Wiederentdeckung der Germania des Tacitus in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, war das, wie bekannt, sogar recht leicht möglich. Es dauerte freilich bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts — wie Joachimsen nachgewiesen hat¹⁷ —, bis die Germania größere Wirkung im Reich und auch außerhalb hatte. Aber schon lange zuvor war schließlich der Boden bearbeitet worden, die Deutschen waren nur dazu bereit, diese Argumente unmittelbar gegenwartsbezogen zu verstehen und anzuwenden.

Das nicht zuletzt in seinen Städten damals wohlhabende und lebendige Reich ließ manchen darüber nachgrübeln, welche Rolle und Bedeutung diesem Imperium und seinem Kaiser zuzukommen habe.¹⁸ Gerade die relative Schwäche der Kaiser vor Maximilian I. forderten die Wachen, die nicht zuletzt Aeneas Silvio über ihre schlummernde Bedeutung belehrt hatte, dazu auf, den traditionsreichen hehren Anspruch des Reichs zu verteidigen. Ich darf hierfür Sigismund Meisterlin zitieren, den bedeutenden frühhumanistisch-spätmittelalterlichen Chronisten.¹⁹

„Oh thor, wiltu die majestat des kaisers in teutschen landen einschließen und umbgreifen? Maylant, Senis, Florentz, und daß ich es kurtz beschließ, über die gantzen welt? er hat Asiam, Affricam und Europam, besitzt er die nit?“ Und Meisterlin ging dann davon aus, ebenso wie die meisten zeitgenössischen Deutschen, daß dies antike Kaisertum zu Recht an die Deutschen gelangt sei.²⁰ Kein anderer Stamm, kein anderes Volk, gerade die Welschen nicht, könnten darauf Anspruch erheben.

„Nun merck, oh leser, ich muss dir die nuss auffprechen und den keren fwr legen. Pipinus und carolus send auss unserm francken land gewesen purtig. Carolus auff dem swanenberg geporen, von im wirt an dem Mön Karlstad, Karlburg genant. Aber durch ihr manlichait send sij die mechtigesten pfaltzen des Gallischen konigs geworden und habend das regiment auss gewalt der tregen truncken könig in ir hand gebracht, und zu dem ersten hat Pipinus sanct Burckhart gen Rom geschückt, wer die kron billicher trag, er oder der bestimpt konig; hat der bapst im und seinen erben die kron zugeaignet und dem könig in sanct Benedicten orden ain

¹⁷ P. Joachimsen, *Tacitus im deutschen Humanismus*, jetzt in: ders., *Gesammelte Aufsätze I*, Aalen 1970, S. 275 ff.; ferner L. Krapf, *Germanenmythos und Reichsideologie. Frühhumanistische Rezeptionsweisen der taciteischen „Germania“*, Tübingen 1979.

¹⁸ Zur allgemeinen politischen Situation vgl. E. Meuthen, *Das 15. Jahrhundert* (Oldenbourg Grundriß der Geschichte 9), München 1980; P. Moraw, *Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung. Das Reich im späten Mittelalter* (Propyläen-Geschichte Deutschland, 3), Berlin 1985.

¹⁹ Grundlegend P. Joachimsen, *Die humanistische Geschichtsschreibung in Deutschland, I. Die Anfänge. Sigismund Meisterlin*, Bonn 1895, jetzt in: ders., *Gesammelte Aufsätze II*, Aalen 1983, S. 121 ff. das Zit. S. 333.

²⁰ N. Hammerstein, *Das Römische am Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation*, in: S.Z.R.G., Germ. Abt. 100, 1983, S. 119 ff.

munich gemacht. [. . .] darnach fiegten sy sich gen pariß und namend Galliam ein, das ist nun von in, die francken warend der frankenreich genant, vor dreyerlay Gallia.“²¹

Auf solche und verwandte Art wurde nicht nur der universalistische Anspruch des deutschen Kaisertums, es wurde auch die in Europa führende Rolle der Deutschen — und das aus eigener Kraft und vor allen anderen — zu behaupten gesucht. Nicht von ungefähr erfuhr die ältere, fast schlummernde Vorstellung einer *Translatio Imperii* neuerlich Ansehen und gewann Überzeugungskraft. Sie stärkte das Selbstwertgefühl, erklärte die Staatlichkeit des Reichs — die *forma Imperii* — und erlaubte es, jeglichen welschen Anspruch auf dies Kaisertum abzuweisen. Sie wurde allgemein angenommen und sollte auf lange Zeit hinaus fortwirken.²² Dazu wird noch einiges zu sagen sein.

Es war also außerordentlich bedeutsam, daß die deutschen (Früh-) Humanisten sich herausgefordert, ja beleidigt fühlten durch das vielfach abschätzige Urteil der Italiener. Das verübelte man ihnen nach geraumer Zeit und suchte folgerichtig ihre Meinung zu widerlegen, „es werden jenhalb des gebürs solche leut geboren, die allein der stimm und äußerlichen gestalt nach menschen gleich seyen aber durchaus keinen menschlichen verstand haben“,²³ wie Marx Welser formulierte.

Bereits zuvor hatte Melanchthon diese Grundüberzeugung der deutschen Humanisten dafür verantwortlich gemacht, warum die lieber eigene „chronicken“ suchten, selbst für die jüngere Geschichte. „Nun haben die Italici von den teutschen Keisern seer ontreuulich geschriben. Unsere teutschen historici, wiwol sie etwan die sachen nicht gnugsam verstanden, etwan auch nicht haben nach notturft reden können oder dörfen, haben sie sich doch als fromme leut der wahrheit geflissen.“²⁴

Gerade die selbstbewußteren Humanisten suchten also den Italienern gegenzuhalten. Nicht von ungefähr hat Konrad Celtis dabei eine führende Rolle innegehabt. Gemeinsam unter anderem mit Dalberg und dem Abt Trithemius hat er für die Beachtung und das Kennenlernen der eigenen, der germanischen, Vergangenheit gewirkt. Recht deutlich kommt dies in seiner Ingolstädter Antrittsrede von 1492 zum Ausdruck.²⁵ Da forderte er entschieden zum Studium

²¹ P. Joachimsen, *Meisterlin*, a.a.O., S. 458. — Bei Schöffelin stand dazu zu lesen „dise land, ußgenommen was die tütsch zung und Nation under sich bracht hatt, besitzet zu disen züten das mererteil ein küng von franckrych und wirt von im das land Francia genennet, ursprüncklich von den tütschen Francken, die dieselbigen land bezwungen, und die nach inen genannt haben. . .“. Zit. N. Ludwig, S. 15.

²² N. Hammerstein, *Imperium Romanum cum omnibus suis qualitatibus ad Germanos est translatum. Das vierte Weltreich in der Lehre der Reichsjuristen*, in: Beiheft zur ZHF 3, J. Kunisch (Hrsg.), Berlin 1987, S. 187 ff.

²³ Zit. bei P. Joachimsen, *Gesammelte Aufsätze II*, a.a.O., S. 588.

²⁴ In der Vorrede zu Hedios auserlesener Chronik, hier zit. nach der Ausgabe bei H. Scheible, a.a.O., (Anm. 7), S. 25.

²⁵ K. Celtis, *Oratio in gymnasia Ingelstadio publice recitata*, in: H. Rupprich (Hrsg.), *Humanismus und Renaissance in den deutschen Städten und an den Universitäten*, Leipzig 1931, S. 226 ff.

der Geschichte auf. Es sei die Pflicht jedes Studierenden, sich nachhaltig aller Historien zu befleißigen, insbesondere freilich der eigenen. Es müßten die Beschimpfungen römischer und griechischer Autoren widerlegt werden, wonach die Germanen grausam, wild, unkultiviert und roh gewesen seien. So sträflich und schändlich es sei, nichts von der Geschichte der Griechen und Römer zu wissen — sie blieben weiterhin auch für Celtis normsetzend —, so schlimm und verhängnisvoll sei es, von den eigenen Vorfahren, den germanischen Altertümern, nichts zu wissen. Auch sei es mehr als bedauerlich, daß sich bisher keine guten Historiographen für die unsterblichen Heldentaten und Tüchtigkeit der Germanen gefunden hätten, solche, die die Wahrheit den fremden Verleumdern entgegen zu halten vermöchten.

Nun, er selbst gemeinsam mit seinen Freunden und Mitstreitern suchte das dann zu verwirklichen. Sie entwickelten, verwandt den dem Mittelalter bereits geläufigen Abstammungstheorien, die Vorstellung, daß die Kulturträger unter den Germanen, von denen alle schließlich gelernt hätten, die griechischsprachigen Druiden gewesen seien.²⁶ Mit entschiedener und neuer Emphase werden solche Ableitungen nunmehr gesucht und verkündet. Celtis geht in seiner Begeisterung soweit, das Kloster seines Freundes Trithemius in Anerkennung dessen Geschichtsschreibung als „domus druidum“ zu bezeichnen.²⁷ Das Naturhafte der Germanen erschien ihm als das goldene Zeitalter, analog zur Antike, dessen Ursprünglichkeit vorbildlich sei. Daß es keine literarische Kultur der Germanen gegeben zu haben schien, wurde bewußt übersehen, galt es doch, eine Rom gleichwertige Herkunft nachweisen zu können. Daher plante Celtis auch, in nachahmender Konkurrenz zu Flavio Biondo, eine „Germania illustrata“ zu schreiben, ein erläutertes Germanien. Das goldene Zeitalter der Germanen sollte neben und mit der Antike Richtschnur für die „imitatio veterum“ sein.²⁸ Schließlich galt solche imitatio auch den deutschen Humanisten als oberstes Gebot, und insofern hatten die Historien ihren unvergleichlichen Wert, so wie etwa Patrizzi da Siena formuliert hatte, wonach sie unterrichteten über „omnium virtutum exempla [...] et imitationes quaeque clarissimarum actionum“.²⁹

Waren nun die Deutschen Nachfahren der Griechen, erschien die Verpflichtung noch ehrender und dringlicher als bei den Römern. Auch die hatten zwar ihre Kultur und Gesittung von den Griechen erhalten, allenfalls gleichzeitig, wenn nicht gar später. Aber sie verfügten nicht mehr über Ansehen und Würde des Kaisertums.

²⁶ Joachimsen, *Tacitus im deutschen Humanismus*, a.a.O.

²⁷ Vgl. auch K. Arnold, *Johannes Trithemius (1462—1516)* (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg XXIII) Würzburg 1971, S. 74 ff.; ferner A. Coreth, *Dynastisch-politische Ideen Kaiser Maximilians I.* (2 Studien), in: MÖSTA 3 (Festschrift für Santifaller), Wien 1950, S. 81 ff.

²⁸ Vgl. H. Wiesflecker, *Kaiser Maximilian I.*, Bd. V (Der Kaiser und seine Umwelt. Hof, Staat, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur), München 1986, insb. Abschn. V, S. 306 ff.; T. Klaniczay, *Celtis und die Sodalitas litteraria per Germaniam*, in: Chloë Bd. 6 (Festschrift für Paul Raabe), S. 79 ff.

²⁹ Zit. nach R. Landfester, a.a.O., S. 58.

Die wahren Erben der Antike waren also über die Germanen die Deutschen. Sie waren die Griechen. Dalberg sammelte damals deutsche und griechische Begriffe und Worte, die sinn- und lautmäßig übereinstimmten, um dies nachzuweisen. Die Germanen mußten von den Griechen Bildung und Sprache erhalten haben. Die Sammlung selbst ist leider verloren gegangen. Aber sie bezeichnet keineswegs den einzigen solchen Versuch.³⁰

Viele gelehrte Humanisten suchten je auf ihre Art, Glanz, Ehrwürdigkeit und Gesittung der germanischen Vorfahren zu belegen. Die Absichten der Gegner waren jeweils die gleichen: die Welschen, die sich den Deutschen überlegen wähnten. Alsbald sollte das auch von politischer Seite zusätzliches Gewicht erhalten, bei der Kaiserwahl 1519, als Franz I. gegen Karl V. antrat, wie auch in den Gravamina, die mit in die Reformation einmündeten. So hat sich dann, wenn auch in anderem Gewand, die Indienstnahe der Historien in der genannten Weise auf lange Zeit fortgesetzt. Sie brauchte nur den humanistischen Vorbildern zu folgen, wie es etwa die Eingangszitate zeigten, um im gewandelten Umfeld die nämlichen Absichten erneut zu verwirklichen. Gerade auch in bezug auf die griechische Abstammung nahm das Marx Welser wieder auf, etwa in der Namensklärung des ihm aus Ciceros Reden bekannten galatischen Tetrarchen Deiotarus. „Und zwar macht der nam Diatorus gar deutlich“ — Welser übersetzt δῆτορος mit „streitbarer“ — „[...] aus Griechischer sprach auf die kriegsmännische dapferkeit ausgelegt werden. Mich aber wil gedunken, sie entspringen beyde Galatischen oder Teutschen namen Diether und seyen von den Griechen, wie mehrmal zu geschehen pflegt, allgemach mit einer geringen enderung dahingebracht worden, daß sie in irer sprach etwas bedeuten mögen. Daß aber Diet und Diether ein uralt bayrischer namen sey [...]“³¹ stehe fest.

Auf ein weiteres Moment vermehrter Indienstnahe der neugewonnenen Geschichten muß nunmehr verwiesen werden. Das Kaisertum Maximilians I. hatte, nicht zuletzt für die Humanisten selbst, ein erhebliches Gewicht. Zum erstenmal seit langer Zeit erschienen Person, Programm und Ansehen des Kaisers in hellem Licht.³² Zu Recht wähnte man, stolz auf die Kraft der blühenden Städte, die der neugeordneten Waffen, des Reichs insgesamt, seines prächtigen Hofes sein zu dürfen. Der Kaiser seinerseits tat alles, solche werbende Bewunderung fördern zu lassen,³³ auch darin seinem Kaisertum Glanz und — weniger erfolgreich — Macht zu verleihen. Reichs- und Kaiseridee blühten neuerlich auf, verbanden sich auf vielfältige Weise mit den Sehnsüchten der unruhigen Deutschen.

Im Umfeld unseres Themas erschien es nur folgerichtig, daß Maximilian die Geschichte und zwar in der unterschiedlichsten Weise zum Ruhm seines Hauses wie auch des Kaisertums insgesamt zu nutzen suchte. Das wurde gerade in letzter Zeit

³⁰ Vgl. K. Arnold, a.a.O., S. 77.

³¹ Zit. nach P. Joachimsen, *Gesammelte Aufsätze II*, a.a.O., S. 583.

³² Dazu das schon genannte fünfbändige Werk H. Wiesfleckers.

³³ Grundlegend J. D. Müller, *Gedechtnus. Literatur und Hofgesellschaft um Maximilian I.*, München 1982.

wieder überzeugend gezeigt, und insoweit brauche ich das in seinen Verästelungen und Ausformungen hier nicht weiter auszuführen.³⁴ Alle die verschiedenen Projekte, die der Kaiser selbst, seine Hofhistoriographen wie auch die ferner stehenden Mitstreiter betrieben, hatten jeweils auch die Herausforderungen der glänzenden Renaissance-Kultur vor Augen. Ihr ebenbürtig, vielleicht gar überlegen zu sein — lag der kaiserliche Hof doch in Deutschland! — verführte zu so abenteuerlichen Ableitungen, wie der bereits genannten einer nahen Verwandtschaft von Griechen und Deutschen. Zumeist war das den Zeitgenossen selbst freilich keineswegs befremdlich oder „abenteuerlich“. Es hatte das übrigens seine Entsprechungen in vielen weiteren Ländern, nicht zuletzt auch in Ungarn, wo im Umkreis des glänzenden Hofes Matthias Corvinus etwa von Bonfini ähnliches zu entwickeln gesucht wurde.³⁵

Neben dieser Verwandtschaft der beiden Sprachen erblickten manche in einer genealogischen Rückführung der Habsburger auf beispielsweise die Trojaner die Möglichkeit zur Erhöhung des habsburgischen Kaisertums. Diese ebenfalls nicht ganz neue Überlegungen gewannen damals für einige Autoren verführerische Überzeugungskraft.³⁶ Konnte doch solcherart der Vorrang des Reichs und des zu Recht mit ihm verbundenen Kaisertums zugleich auf diese Weise bewiesen werden. Hohes Alter, historisch gleiche Abkunft, ununterbrochene Linie dieser Tradition überzeugten als Beweise nach wie vor, waren den Humanisten, die ja ein neues historisches Verständnis entwickelt hatten, sogar noch beweiskräftiger als sie es bislang bereits gewesen waren.

Nur um auch solche Instrumentalisierung der Geschichte ins Gedächtnis zurückzurufen, darf ich Ihnen aus der 1492 dem Erzherzog Sigmund von Tirol gewidmeten *Historia Domus Austriae* des Albert von Bonstetten eine Passage zitieren: „So sagent etlich alt hystoriographen und alter henn dell schreiber und auch vil uss den heralden, der ant dann ist und gebruch, der edlen geslecht und durchlüchtigen personen cronen, stamen und hakommen nach iren verdienen zu erkennen geben, das der hochglantzenden graven von hapsburg villicht hunderten anherren und der vorderen uss Enea und der trojanischen lingen, ouch iren löwen morgenrottcher farwe uss dem hectorischen Sitze etwan seinen harker und ursprung genommen, darnach uss den römischen hohen Zinnen, so si darnach die Cornelien und Scipionen gehaissen sind (item vermain diss Scipionen, die etwan die großen statt Carthago unnd das gantze Affrica der römischen Macht gewonnen, ouch geundertäniget habent) sygennt sy in dise helvetzischen unnd — als man die jetzt nempt — aydgenossischenn lannde kommen [. . .].“³⁷

³⁴ Ebd.

³⁵ Vgl. die Beiträge von Frau Ritoók-Szalay und den Herren Petneki, Téglásy und Pirnát in diesem Band.

³⁶ H. Lhotsky, *Apis Colonna. Fabeln und Theorien über die Abkunft der Habsburger*, in: *MIÖG* 55, 1944, S. 171 ff.

³⁷ Das Zit. ebd., S. 206 f.

Aeneas Piccolomini stand hier offensichtlich Pate, um einschließlich des roten habsburgischen Wappenlöwen die edle Herkunft dieses Hauses zu zeigen, die Gleichrangigkeit mit allem, was römisch war, zu belegen. Bei manchen Humanisten, nicht zuletzt im Umkreis des Kaisers selbst, fanden solche Argumente willkommene Aufnahme, um den Stolz auf Reich, Kaiser und *natio Germanica* auf festen Grund zu bauen, wie auch die Unterlegenheitsangst zu temperieren. Auf solche und ähnlich abenteuerliche Art kämpfte man mit dem historischen Argument für die eigenen Ideale, wobei zumeist freilich gelehrsame Honorigkeit, wissenschaftliche Arbeitsweise, methodische Solidität unterstellt waren.

Folgerichtig konnte es nicht ausbleiben, daß gelegentlich das Windige und Unsolide solcher Historien erkannt und angeprangert wurden. Nicht zuletzt dem Sponheimer Abt Trithemius geschah das, obwohl er vorzüglich und überzeugend zu fälschen wußte. (Korrektur sagte man freilich, um sein und seiner Mitstreiter Verständnis zu charakterisieren: die Geschichten richtig und angemessen, so wie sie sein sollten, wiederzugeben wußte.)

Gleichwohl, das neue, kritischere Bewußtsein, die bessere Kenntnis historischen Rüstzeugs, die philologisch-historischen Sonden der Humanisten ließen ein solches, dem Mittelalter schließlich genuines Verfahren, nicht mehr ungestraft zu. Andererseits ließen die vielen noch ungehobenen Schätze und Hinterlassenschaften, die man im Schoße der Historie, vorab den Klöstern, zu finden hoffte, erwarten, Wunsch und Wirklichkeit vermöchten bei besserer und aufmerksamerer Arbeitsweise in Übereinklang gebracht werden können. Zudem brauchte die Zurückweisung eines falschen Arguments oder Sachverhaltes nicht sogleich zu bedeuten, daß damit der erstrebte Beweis deutscher Gleichrangigkeit und Würde hinfällig werde. So hat z.B. Aventin, der bedeutende und z.T. stilbildende Geschichtsschreiber, im gerade erwähnten Fall dann zutreffender und zugleich, so könnte man sagen, raffinierter argumentiert. „Darumb ist es eine große thorheit, auch schand das etlich unser teutsch herren und fürsten ie von Troia herkommen wellen, so lauter verräter — darvon nit in dise land, sunder nur in Italiam kumen sein, gleichsam niemant vor Troia in Teutschland gewesen wär, so doch vor dem künigreich Troia wol siebenhundert Jar das teutsch erzkünigreich gestanden ist [...]“³⁸

Nun, ich brauche keine weiteren Beweisführungen, Argumente und Autoren vorzuführen, wie ich hoffe. Sie ließen sich gewiß leicht vermehren, liegt das Ganze doch im Zeit- und Selbstverständnis der so wachen deutschen Humanisten. Die gesamte Linie solcher Argumentation war zudem — nur zur Erinnerung wiederhole ich es — nahezu eine logische Folge des allgemein akzeptierten Denkens, des humanistischen Selbstverständnisses. Infolge des gleichen Kulturideals, bei gleicher methodischer Arbeitsweise, aber unterschiedlicher Lebenswirklichkeit und auch verschiedener Historie mußten solche konkurrierenden Argumentationsmodelle aufgrund des immanenten Anspruchs gefunden werden. Es bedurfte einer eigenen

³⁸ Zit. bei P. Joachimsen, *Meisterlin*, a.a.O., S. 160.

stilbildenden Vorgeschichte, um dem Anspruch auf Kultur und Gesittung gerecht werden zu können in einer Weise, wie sie Renaissance und Humanismus erwarteten. Selbst wenn — was ja keineswegs der Fall war, sondern gerade das Gegenteil! — die Italiener nicht sich so überheblich gegenüber den „Barbaren“ geriert hätten, hätte solches zur Lösung angestanden.

Wie ich ferner bereits kurz erwähnte, kam dann ein weiteres wichtiges Moment noch hinzu. Das wiedergewonnene Selbstbewußtsein im Kaisertum Maximilians I., die — wie man meinte — glänzende Stellung des Reichs und seiner Fürsten wie auch seiner Städte, wurde in der Kaiserwahl von 1519 auf schlimme Probe gestellt. Der welsche Gegenkandidat, gestützt vom welschen Papst, bestätigte gleichsam Mißgunst, Hinterlist und Neid dieser sich überlegen dünkenden Romanen. Ich brauche nur an die Elsässer Humanisten zu erinnern, die ja bereits geraume Zeit zuvor durch die welsche Gefahr — hier die französische jeweils — zur nationalen Geschichte, zur Behauptung der Eigenständigkeit aufgrund der deutschen Vorzeit gelangt waren.³⁹ Andere Humanistenkreise hatten sich durch Aeneas Silvio Piccolomini oder auch die schriftlich verbreitete Rede des päpstlichen Legaten Giamonio Campano anlässlich des Türken-Reichstags herausgefordert gesehen, sich der nationalen Vergangenheit zu versichern.⁴⁰ Ob Nauclerus, Bebel, Küchlin, Mennel oder der aus diesem Umkreis kommende Melanchthon, sie kannten die Argumente und Kontroversen, die hier gegeneinander standen.

Die damit — zumindest zeitlich — verquickte Reformation Martin Luthers, verstärkte in analoger Weise das Mißtrauen gegenüber dem Renaissance-Rom und seinen Zumutungen. Das wird dann freilich ein anderes Kapitel sein. Aber, und insoweit kann es hier noch genannt werden: Die Waffen waren nicht zuletzt auf dem Feld der Historie bereits geschmiedet, mit denen die Auseinandersetzung gestützt, geschürt, bestritten werden konnten.⁴¹ Melanchthon hat das in dem viel gelesenen und stilbildenden *Chronicon Carionis* auf klassische Weise auf den Begriff gebracht: „Magna igitur utilitas est historiae in diiudicatione multarum controversiarum“,⁴² was ja nicht allein auf die kirchlichen Lehrmeinungen eingeschränkt zu bleiben hatte. Daß auf diesem Weg übrigens die historische Methode selbst, die geschichtlichen Kenntnisse gewannen, entschieden verbessert wurden, sei wenigstens erwähnt. Blickt man auf die Diskussionen, die in fast direkter Fortführung dieser humanistischen Positionen geführt wurden, schälen sich alsbald einige, auf

³⁹ Vgl. J. Knepper, a.a.O.; F. Rapp, *Die Elsässer Humanisten und die geistliche Gesellschaft*, in: O. Herding, R. Stupperich (Hrsg.), *Die Humanisten in ihrer politischen und sozialen Umwelt*, Boppard 1976, S. 87 ff.; E. Meuthen, *Charakter und Tendenzen des deutschen Humanismus*, in: H. Angermeier (Hrsg.), *Säkulare Aspekte der Reformationszeit* (Schriften des historischen Kollegs), München/Wien 1983, S. 217 ff.

⁴⁰ P. Joachimsen, *Tacitus*, a.a.O., S. 282 f.

⁴¹ Vgl. insges. auch E. Menke—Glückert, *Die Geschichtsschreibung der Reformation und Gegenreformation*, Osterwieck 1912; E. Cl. Scherer, *Geschichte und Kirchengeschichte an den deutschen Universitäten*, Freiburg i.Br. 1927; sowie Kap. I meines Buches: *Jus und Historie*, Göttingen 1972.

⁴² Einleitung *Chronicon Carionis* ... (1558) zit. nach H. Scheible, a.a.O., S. 37.

lange Zeit unverlierbare Argumentationsmuster heraus, die ihre Herkunft aus diesem Arsenal nicht verleugnen. Wenngleich sie in z.T. anderen Problembereich gehören, durch neue politische Entwicklungen bedingt auftraten, darf ich abschließend vielleicht doch auf einige solcher Grundmuster des Denkens im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation — wie es sich inzwischen nannte — verweisen.

Es blieb diesem Reich aufgegeben, Titel, Anspruch und Rechtmäßigkeit seines staatlichen Charakters, eben des Kaisertums, zu behaupten und zu legitimieren. Nicht zuletzt für seine politische Existenz inmitten der sich organisierenden europäischen Staatenwelt war dies bedeutsam. Nicht allein die *translatio Imperii*, der tatsächliche Umstand, Kaiser und Reich im Besitz der Deutschen zu wissen, legten den möglichen Schluß nahe, führend, anerkannt und glänzender selbst als die Italiener dazustehen. In einem Brief an Sixtus Tucher hatte dies u.a. Celtis dargelegt: „*Quo Itali*“, hieß es dort „*in suam gloriam effusissimi fateri cogentur non solum Romanum imperium et arma, sed et literarum splendorem ad Germanos commigrasse*“.⁴³ Das Kaisertum war eben Indiz auch kultureller Bedeutung und Kraft.

Im Anspruch der imperialen Würde und Größe — ihrerseits von der römischen herrührend — durfte andererseits dem Papsttum, dem zeitgenössischen Rom, ein Mitspracherecht nicht erwachsen können. Wurden z.B., wie das gelegentlich in humanistischer Manier, antike Realität in der eigenen Gegenwart fortlebend zu begreifen, geschah, die Kurfürsten mit dem römischen Senat verglichen,⁴⁴ hatte jede päpstliche Mitwirkung, zeitlich ja naheliegend, negiert zu werden. „*Ecce*“, meinte Peutinger gegenüber Karl V. in Abwehr mittelalterlicher Überlieferungen „*ecce nullus praedictorum autorum nec a Gregorio quinto nec a sede apostolica principes electores institutos affirmat*“.⁴⁵ Das galt gleichermaßen für die Übertragung der Kaiserwürde auf Karl d. Gr. Eine ganze Serie literarisch-juristischer Abhandlungen wies scharfsinnig nach, daß dies kraft eigener Macht, dank Erbabsprache mit dem griechischen Kaisertum, aufgrund päpstlicher Notlage — nicht Überlegenheit — geschehen sei. Ich habe das an anderen Stellen gezeigt, will mich hier nicht wiederholen.⁴⁶

Indem Melanchthon das verbindlich in der neueren *Translatio Imperii*-Lehre kanonisierte, konnte sie über einhundert Jahre offizielle Auffassung sein. Selbst die bemerkenswerten Angriffe Bodins, wie auch der sich im Reich verschärfende konfessionelle Antagonismus veränderten an dieser Grundüberzeugung der Deutschen nichts. Sie ließen eine verbesserte und exaktere historisch-juristische

⁴³ *Der Briefwechsel des Konrad Celtis*, in: H. Rupprich (Hrsg.), München 1934, S. 29.

⁴⁴ So z.B. Melanchthon in den zuvor genannten *Chronicon*: „*Item sapientissime constitutos est senatus electorum in Germania, qui iam annis quingentis nervus fuit Germanici imperii*“ (H. Scheible, a.a.O., S. 33 f.)

⁴⁵ Dt. Reichstags Akten, jüngere Reihe I, S. 629.

⁴⁶ Vgl. die in Anm. 19 und 21 genannten Abhandlungen.

Ableitung und Legitimation dieser Lehre entwickeln, sie aber nicht grundlegend ändern. Es ist die im Jus Publicum Romano-Germanicum ausgebaute spezifische Reichsrechtslehre, die hieraus entstand.⁴⁷

Aber auch die Geschichte hatte ihren eigenständigen Wert dauerhaft zuerkannt bekommen, war auf eine neue und entwicklungsfähige Stufe angehoben worden. Ihrem Aussagewert, ihrer Beweiskraft wurden auch weiterhin grundlegende Erkenntnisse und Einsichten zugesprochen. Für die Protestanten im Reich galt sie, wie das in einer Wittenberger Antrittsvorlesung 1601 topisch-klassisch formuliert wurde, als „*rerum memorabilium expositio, seu est narratio, qua rerum initia, propagatio verae religionis, ortus superstitionum, gubernatio ecclesiae, series et mutatio imperiorum, inventio artium, promulgatio legum, naturae miracula et aliae res liberalis animi cognitione dignae, sapienter et ornate exponuntur, ut exemplo irae et gratiae divinae homines considerent et his admoniti ad officia pietatis aliarumque virtutum flectantur.*“⁴⁸

Die *Historia*, das *Jus Publicum Romano-Germanicum* sicherten gemeinsam mit der Translations-Theorie sowie der ebenfalls von Melanchthon und dann auch von Sleidan und anderen verbindlich formulierte Vier-Reiche-Lehre die existentielle Notwendigkeit des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation. Der göttliche universalhistorische Plan, der darin zu erkennen stand, überhöhte — wie es das konfessionelle Zeitalter wollte — die humanistische Geschichtsbetrachtung zur Heilsgeschichte. Gleichwohl verblieb dieser — weitergeführten — humanistischen Geschichtsschreibung und -betrachtung ein so hohes Maß historisch-kritischer (oder anders gwendet: relativierender) Kraft, daß z.B. der Jesuiten-Orden für die katholische Seite alsbald die selbständige Lehre und Beschäftigung mit dieser Materie aufhob. Nur in autorisierter Weise durfte hier darüber gehandelt werden, was dann für die gelehrte Kultur des katholischen Reichs nicht unerhebliche Sonderentwicklungen mit sich brachte. Geschichte wurde im jesuitischen Umfeld, das weitgehend bestimmend für katholische Schulen und Universitäten sein sollte, nur als Teil der Rhetorik gelten gelassen. Freilich haben dann die gegnerischen Waffen eine generelle Abstinenz auf Dauer doch nicht erlaubt. So erfuhren die Historien insgesamt fortwirkende Verbesserung trotz oder gerade infolge ihrer Instrumentalisierung. Sie verhinderte zwar nicht weitere „Indienstnahme“ für polemische oder auch nur fachlich fremde Bedürfnisse, entließ sie aber zunehmend aus dem waffenstrotzenden Arsenal.

⁴⁷ Vgl. meinen gleichnamigen Beitrag in: *Diritto e Potere nella Storia Europea* (Atti del Quarto Congresso internazionale della Società Italiana di Storia del Diritto), Florenz 1982, S. 717 ff.

⁴⁸ L. Rhodomannus, *Oratio quae studium historiarum iuventuti studiosae historice commendatur*, zit. bei E. Cl. Scherer, S. 108.

PÉTER KULCSÁR
(Budapest)

DAS PROBLEM DER GESELLSCHAFTLICHEN ZUKUNFT IN DER RENAISSANCE

Das Denken der Antike macht keinen qualitativen Unterschied zwischen der Vergangenheit und der Zukunft der Gesellschaft. Es erkennt die Tatsache nicht, daß die Geschichte einerseits von der Bewegung der Gesellschaft geschrieben wird, andererseits das Voranschreiten der Geschichte in der Zeit die strukturelle Umgestaltung der Gesellschaft nach sich zieht, daß sich also die historische Zukunft qualitativ von der historischen Vergangenheit unterscheidet. Wie spät sich diese Erkenntnis herausgebildet hat, nicht einmal bis zur Epoche der Renaissance, das zeigt die Laufbahn der Definition „*historia magistra vitae*“, d.h. die Beständigkeit jener Annahme, daß die geschichtlichen Ereignisse als Lehren dienen, denn ein und dasselbe, doch zeitlich und räumlich unterschiedliche Ereignis geschieht in derselben Struktur und ist so mit denselben Folgen verbunden.

Die grundlegende erkenntnistheoretische Ursache dafür ist darin zu suchen, daß der Mensch des Altertums direkt nur die mechanische, die astronomische Zeit erlebt, in der es keinen qualitativen Unterschied zwischen den Zeitebenen gibt. Aristoteles¹ bestimmt die Zeit in der Zahl der auf früher und auf später bezogenen Bewegungen und hält die Kreisbewegung am geeignetsten für ihre Messung. Ihr Einzelteil ist das „Jetzt“, durch dessen Ortsveränderung sie entstanden ist. Dasselbe „Jetzt“ bedeutet also die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, das dem Wesen nach unverändert ist; nur seine Stellung, seine Position im Verhältnis zum Betrachter ist veränderlich. Daß diese Auffassung nicht von Aristoteles stammt, beweist die Tatsache, daß die hebräische Sprache den Begriff der Zeitform des Verbs, das *Tempus*, überhaupt nicht kennt. Sie nimmt nur die Tatsache der Beendigung oder der Unvollendetheit zur Kenntnis. Die griechische Sprache kann nur das Verhältnis der Handlungen zueinander, nur die Ortsveränderungen des Aristotelischen „Jetzt“ konstatieren. Der grammatische Terminus im Lateinischen, das aus „*fuit*“ gebildete „*Futurum*“, zeigt im Vergleich zu den beiden anderen einen gewissen Mehrgehalt, doch identifiziert auch dieser Terminus die Zukunft mit der später eintretenden Vergangenheit.

¹ Phys. 4.10—11.

Daß die der gleichartigen Zeit einen besonderen Charakter verleihende Ebene die Vergangenheit ist, das versteht sich von selbst, denn die Erkenntnisse von der Welt, unter anderem von der Zeit, häuften sich seit Zehntausenden von Jahren durch die Erfahrung an, doch mit dem Sammeln von Erfahrungen kann man sich keine Kenntnisse in bezug auf die Zukunft aneignen.

Zu Erkenntnissen bezüglich der gesellschaftlichen Zukunft konnte man noch weniger gelangen, da nicht nur der Begriff der Zukunft, sondern auch der des gesellschaftlichen Charakters der menschlichen Gemeinschaft unbekannt war. Die menschliche Gemeinschaft hatte in den früheren Jahrtausenden die von der Natur ererbten biologischen Merkmale noch sichtbarer aufgewiesen als die Merkmale der gesellschaftlichen Organisiertheit; in ihrer Bewegung spielte die für die natürlichen Beziehungen charakteristische Rationalität eine auffallendere Rolle als die Zweckmäßigkeit, die nur der gesellschaftlichen Tätigkeit eigen ist. Ganz zu schweigen davon, daß die Tätigkeit der überwiegenden Mehrheit der Gesellschaft, der Sklaven, wirklich nicht von der Zweckmäßigkeit, sondern von der unverhüllten Rationalität gelenkt wurde. Den Umstand, daß die Zukunftsorientiertheit der Gesellschaft sich infolge der Zweckmäßigkeit ihrer Tätigkeit anders bewegt als die auf der Vergangenheit basierende, ausschließlich rationale Natur, konnte die Forschung noch nicht erkennen. Der Gedanke, daß im Laufe der Geschichte das Ziel, die Zukunft, zumindest eine so große Rolle spielt wie die Ursache, die Vergangenheit, daß also die Gesellschaft — die Umwelt der menschlichen Tätigkeit — sich infolge der menschlichen Tätigkeit auch selbst verändern kann, und die Zukunft der Gesellschaft deshalb nicht notwendigerweise dieselben Elemente enthält, aus denen sich ihre Vergangenheit aufgebaut hat. Das bedeutet, daß sich die historische Zukunft qualitativ von der historischen Vergangenheit unterscheidet.

Die wissenschaftliche Forschung konnte mit Hilfe des zur Verfügung stehenden wichtigsten Mittels, der Erkenntnis, in bezug auf die in der Gesellschaft registrierbaren Veränderungen, in bezug auf die Entwicklung der Geschichte keine zuverlässige Erklärung geben, weil die im Laufe der Untersuchung der Natur aufgedeckten Gesetze sich nicht immer auch auf die Gesellschaft anwenden ließen. Deshalb wurden ihre spezifischen, sich von der Natur unterscheidenden Erscheinungen zu den nicht erkennbaren Dingen gezählt, von den Griechen zu den zufälligen, von den Juden zu den verborgenen Dingen. Ovid² vergleicht den Lauf der Geschichte mit einem Fluß. Die Ereignisse sind im Sinne dieses Bildes die an der Oberfläche sichtbaren Wellenkämme. Aufgrund dieser Zufälligkeit schließt Aristoteles³ die Geschichtsschreibung aus den Wissenschaften aus, indem er erklärt, daß wissenschaftliche Erkenntnisse von der Poetik vermittelt werden, die in die Tiefe vordringt (wie Ovid schreibt: sie untersucht den Fluß selbst).⁴ Sie legt dar,

² Met. 15.3.26—33.

³ Poet. 10.

⁴ 11.6 f.

was notwendigerweise, dem Wesen und der Möglichkeit nach, die verborgen sind, geschehen ist; während die Geschichtsschreibung an der Oberfläche bleibt und nur dienerisch registrieren kann, was sich zufällig ereignet hat. Diese Auffassung spricht aus, was den erkenntnistheoretischen Hintergrund anbelangt, daß die Geschichte nur insofern gesetzmäßig ist, nur insofern wissenschaftlich untersucht werden kann, indem sie der Träger, die von menschlichen Ursachen determinierte biologische Formation ist; insofern jedoch zufällig und unberechenbar, da der Mensch ein zweckmäßig tätiges gesellschaftliches Wesen ist. Sie ist gesetzmäßig, da sie die Vergangenheit fortsetzt, doch zufällig, da sie in die Zukunft schreitet. Das ist die Ursache dafür, daß die antike Geschichtsschreibung einerseits bei der Erforschung der Ursache der Ereignisse, in der Darlegung der Triebkräfte der menschlichen Handlungen in überraschende Tiefen vordringen konnte, andererseits jedoch war die Geschichtsschreibung aus der Poetik und Wissenschaft ausgeschlossen und betrat erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts das Katheder.

Die sich parallel zur griechischen Philosophie herausbildende jüdische Weltanschauung baute unter identischen Umständen auf ein identisches Erfahrungsmaterial auf, gelangte also zu identischen Ergebnissen, obzwar es in den Akzenten in großer Zahl Unterschiede gibt. Abweichend vom griechischen und lateinischen Volk wurde die Existenz des Judentums — abgesehen von den wenigen Jahrzehnten der Großmachtstellung, den Jahrzehnten unter David und Salomo — durch die Kontaktaufnahme mit den Gleichrangigen, durch die Anpassung an die Stärkeren und vor allem durch die strenge Bewahrung der inneren Einheit gesichert. In der jüdischen Mentalität kommt also der Gemeinschaft notgedrungen eine große Bedeutung zu. Tag für Tag warf die politische Lage die Frage der Zukunft der Gemeinschaft auf, und so erhielt unter den weltanschaulichen Fragen das Problem der gesellschaftlichen Zukunft in der Praxis schon damals eine große Bedeutung, als theoretisch weder der gesellschaftliche Charakter der Gemeinschaft noch der Begriff der Zukunft erkennbar waren. In der jüdischen Geschichtsauffassung spielte also die Zukunft die wichtigste Rolle. Während die griechische Philosophie, die sich zur Identität von Vergangenheit und Zukunft bekennt, keinen Unterschied zwischen ihnen sieht, erkennt demgegenüber das Alte Testament nur den Unterschied und verspürt keine Identität. Es hält die Zukunft für die totale Negation der Vergangenheit.

Auch die Bibel kennt nur die astronomische Zeit, die genau so etwas Geschaffenes ist wie die Erde. Die menschliche Gesellschaft bewegt sich in der Zeit rational; während dieser Bewegung wird die historische Zukunft nicht realisiert, die Struktur der Gesellschaft bleibt, wie sie vom Herrn geschaffen wurde. Die historische Zukunft wird sich außerhalb der Zeit und dieser Gesellschaft realisieren. Nachdem die Zeit zu Ende ist, schreibt Esaias, und die Natur und die Gesellschaft geschaffen wurden, zerfallen ihre Beziehungen, wohnt der Wolf mit dem Lamm zusammen, wird der Löwe vom Kind geführt und die Wüste wird fruchtbar. Dann wird die historische Zukunft, das gesellschaftliche Ziel verwirklicht: „Und es geht dem Priester wie dem Volk, dem Herrn wie dem Knecht, der Frau wie der Magd, dem Verkäufer wie dem Käufer, dem Darleiher wie dem Nehmenden, dem

Mahnenden wie dem Schuldner.“⁵ In der Bibel taucht also — wie auch bei den antiken Philosophen — nicht die Möglichkeit auf, daß sich die Gesellschaft im Laufe der Zeit, in der Geschichte verändern kann.

Das Christentum hat im Verhältnis zu den Vorläufern nichts Neues gebracht. Obzwar in den Jahrhunderten des Mittelalters Weise und Narren, exaltierte Propheten und studierte Philosophen sich viel mit dem Problem der Zukunft der Menschheit befaßt haben, suchten sie die Veränderung der Gesellschaft doch nie in der Zeit, sondern nur außerhalb von ihr. Johannes erblickte — wie er im Buch der Offenbarungen schreibt — die Zukunft außerhalb des historischen Raumes, hinter dem Tor des Himmels: Die Zeit ist vergangen, die Geschichte vollendet, die gesellschaftlichen und Naturgesetze haben ihre Gültigkeit verloren, mit der neuen Erde und dem neuen Himmel zusammen ist ein neues Jerusalem, d.h. eine neue Gesellschaft, entstanden. Die wichtigste Aufgabe der mittelalterlichen Geschichtsschreibung war die Berücksichtigung der Zeit, des nahenden Untergangs, des Endes. Der Begriff der historischen Zukunft war auch im christlichen Mittelalter unbekannt.⁶

Ich weiß nicht, wann die Wende auf diesem Gebiet eintrat und wer der erste Denker war, der die Möglichkeit aufgeworfen hat, daß die Gesellschaftsstruktur im Laufe der Geschichte — infolge der menschlichen Tätigkeit — eine wesentliche Veränderung erleben kann. Ich nehme an, daß es einen solchen ersten Denker gar nicht gegeben hat, und daß sich die einzelnen Elemente dieser Erkenntnis nur allmählich herausgebildet haben. Es ist wahrscheinlich, daß sich zuerst das Bedürfnis nach gesellschaftlicher Veränderung formuliert hat, verbunden mit jenen, die Gesellschaft kritisierenden Bewegungen, die in den verschiedenen Ketzerbewegungen und sonstigen Formen des Widerstands Gestalt angenommen hatten. Und diese scheinbar antifeudalistischen Bestrebungen wurden vielleicht eher in der Praxis verwirklicht, in Tabor und anderswo, als daß sie theoretisch ausgearbeitet in der Geschichtsauffassung aufgetreten wären. Auf jeden Fall erwartet Campanella am Ende des 16. Jahrhunderts die Veränderung der Gesellschaft von der politischen Tätigkeit der Gemeinschaft, von der zweckmäßigen Lenkung der historischen Ereignisse, er arbeitet seine Vorstellung theoretisch aus und versucht sie auch in der Praxis zu verwirklichen. In der Geschichte dieses Themas mußte also in den Jahrzehnten vorher eine bedeutende Wende eingetreten sein. Nicht viel später war die Neue Atlantis von Francis Bacon erschienen, die diese Erkenntnis schon ein wenig übertreibt, indem sie in der Reihe der die Geschichte gestaltenden Faktoren der menschlichen Tätigkeit eine wesentlich größere Bedeutung beimißt.

Meines Wissens nach ist Thomas Morus der erste, zumindest der erste in der Reihe der Großen in der Weltliteratur, bei dem die Frage der gesellschaftlichen

⁵ Esaias 24.2.

⁶ Unlängst behandelte 1985 T. Tomasek die utopistische Dimension bei Gottfrid von Straßburg (*Die Utopie im „Tristan“ Gottfrids von Straßburg*. Tübingen, Niemeyer). Leider stand mir dieses Werk nicht zur Verfügung.

Zukunft auftritt. Die Gesellschaft der 1516 erschienenen Utopia ist zweifelsohne fundamental neu im Verhältnis zu jener, die es in Europa in der Vergangenheit gab, und auch im Verhältnis zu jener, die der Evangelist Johannes hinter dem Tor des Himmels sah.

Bei Morus tritt die historische Zukunft — von erkenntnistheoretischem Standpunkt aus — in einer vorsichtigen Formulierung wie eine Ahnung von etwas auf. Sein Werk überschreitet formal nicht den Rahmen der damals modischen gesellschaftskritischen Literatur. Er verspottet die Verhältnisse in England und in Europa; im Vergleich zu diesen, schreibt er, leben die Menschen auf der Insel Utopia, irgendwo jenseits der Äquators, in anderen organisatorischen Rahmen, in einem anderen institutionellen System, in einer besseren gesellschaftlichen Formation. Das ist im Grunde genommen alles. Es wird nicht gesagt, daß dies die Gesellschaft der Zukunft wäre, es ist auch nicht davon die Rede, daß Europa im Laufe seiner Geschichte sich in dieser Richtung entwickeln würde oder könnte, auch davon nicht, daß die europäische Gesellschaft auch anders sein könnte, als sie ist. Die direkte Aussage des Werkes besteht gerade in der Klage darüber, daß das andere, das Bessere auch keine Möglichkeit in sich birgt. Die Ursache dieses Pessimismus ist, daß Morus wie seine antiken und mittelalterlichen Vorläufer die Geschichte für einen rationalen Prozeß hält. Der europäische Mensch ist von Natur aus einfältig und eingebildet, stellt er fest, und eine gute Gemeinschaft kann nur von guten Menschen gebildet werden.

Die Vergangenheit und die Zukunft sind auch auf der Insel Utopia gleichartig. Der gegenwärtige Idealzustand hat sich nicht im Verlaufe der dortigen Geschichte herausgebildet, er ist nicht durch die Bestrebungen der dortigen Menschen entstanden, sondern das rationale System besteht seit der Gründung des Staates, seit genau 1760 Jahren, wie es vom ersten Herrscher organisiert worden war. Und es wird auch in der Zukunft unverändert bestehen bleiben. Die Erklärung für die Entstehung des Idealzustandes ist nicht in der zweckmäßigen Tätigkeit der Menschen, sondern in der ursprünglich guten Natur der Bevölkerung und in der Weisheit des Staatsgründers zu suchen. Diese ideale Einrichtung ist nichts anderes als die unverdorbene Bewahrung der einstigen urchristlichen Verhältnisse. In dieser Hinsicht weicht also auch Morus nicht von dem von den griechischen Philosophen und von der christlichen Ideologie bestimmten Weg ab. In diesem Geist interpretiert auch Guillaume Budé in seiner Widmung zur Pariser Ausgabe von 1517 dieses Werk, wenn er auf der Insel Utopia das Bestehen des Saturnischen Goldenen Zeitalters konstatiert.

Dennoch ist Morus der erste, bei dem die ideale Gesellschaft, die Gesellschaft der Zukunft, keine identische Qualität mit der historisch entstandenen aufweist, aber auch nicht außerhalb der Zeit realisiert wird. Auf der Insel Utopia existiert in der Zeit ein „Jetzt“, im Raum ein „Entfernt“. Die biblische Außerzeitlichkeit wird von der Außerräumlichkeit abgelöst. Diese Zukunft besitzt zweifelsohne eine andere Qualität als die Vergangenheit. Die Vergangenheit der europäischen Geschichte ist nicht die Ursache, nicht die Vorgeschichte der Gegenwart auf Utopia, die rationale Kette, die die Geschichte bestimmt, reißt also ab. Zwar nicht

in der Zeit, doch im Raum. Den Anstoß hierzu haben offensichtlich die geographischen Entdeckungen gegeben. Cornelius Graphaeus, der ein Gedicht zu dem Buch schrieb, zählt die Insel auch zu den neuentdeckten Landschaften der Erde.

Die geographischen Entdeckungen allein können jedoch nicht ausreichen zur Erkenntnis dessen, daß auf der Erde mehrere, miteinander gleichrangige gesellschaftliche Institutionen existieren können. Das Vorhandensein von Fremden, von anderen Gemeinschaften war auch in der Antike und im Mittelalter kein Geheimnis. Die Fremden existierten jedoch nur in ihrem Verhältnis zur europäischen Geschichte. Die griechische und römische Auffassung negierte sogar den Menschencharakter der „Barbaren“, wie dies auch das Wort selbst ausdrückt. Die Juden, obzwar sie notgedrungen den Schöpfungszustand von anderen anerkannten, räumten den Götzendienern in der für das Judentum geschaffenen Weltgeschichte nur die Rolle einer Kulisse, eines Instruments ein. Ägypten ist nur dazu bestimmt, daß der Herr an ihm seine Macht zeigt und damit die Kinder Israels auf dem richtigen Weg hält. Auch das Christentum hatte die Heiden aus der menschlichen Geschichte ausgeschlossen, hatte es ihnen doch die Möglichkeit zur Erreichung des Zieles der Menschen, des Seelenheils, verweigert. Diese Fremden erscheinen im Bewußtsein der Europäer als Objekte der Natur, die Gott ihnen zum Besten oder als Strafe gegeben hat. Als Individuum können natürlich auch die Heiden selig werden, die grundlegende Voraussetzung dafür ist aber gerade, daß sie aus ihrer eigenen gesellschaftlichen Umwelt in unsere hinübertreten. Morus ist der erste, der die Möglichkeit erwähnt, daß außer dem Christentum auch eine andere gesellschaftliche Institution existieren könnte.

Auch bei ihm tritt dieser Gedanke in einer sehr vorsichtigen Form auf, auch für ihn ist der Europa-Zentralismus charakteristisch, die Einwohner Utopias hält auch er im Grunde genommen nicht für Wesen mit eigenem Recht. Ihre Existenz ist nur insofern begründet, als sie einen Kontrast zu den Europäern darstellen. Der Name der Insel und der Stil der Erzählung läßt keinen Zweifel daran, daß es in Wirklichkeit keine derartige Gesellschaft gibt. Die europäische gesellschaftliche Einrichtung ist also auch nach Morus die höchstrangige, die es nur geben kann.

Hier sei noch hinzugefügt — wie es sich aus den Schriften, Vorworten und Widmungen ergibt, die die ersten Ausgaben begleiten —, daß dies in den Augen der Zeitgenossen nicht ganz eindeutig war. Es scheint, daß es einige gab, die die Erzählung ernst genommen hatten. Andere, wie Hieronymus Busleyden, waren wiederum der Meinung, daß der Autor die Idee des Staates, die Norm der Moral an einem Modell ausarbeiten wollte, das es in Wirklichkeit zwar nicht gibt, von dem aber Elemente als Vorbild gelten können. Der bereits zitierte Cornelius Graphaeus ging — obwohl er wußte, daß von einer Fiktion die Rede ist — auf das Spiel ein, er zog aus dem Gelesenen die Lehre, daß mehrere gleichrangige Lebensformen („vivendi, varia ratione modi“) existieren. Alle drei Typen der Reaktion zeugen übereinstimmend davon, daß eine andere Einrichtung als Wirklichkeit oder Möglichkeit dem allgemeinen Denken nicht mehr fremd war.

Ich halte es für wahrscheinlich, auch wenn die geographischen Entdeckungen eine gewisse Anregung zur Herausbildung dieses Gedankens gaben, daß das Wesentliche nicht in diesem Faktor zu suchen ist, sondern darin, daß der gesellschaftliche Charakter der menschlichen Tätigkeit sich — mit der Zunahme der Bedeutung von Industrie, Handel, Verkehr und anderen Produktionszweigen, — also mit dem Voranschreiten der sogenannten bürgerlichen Entwicklung zusammen — herauszubilden begann, und im Bewußtsein stärker in den Vordergrund trat als im Laufe der früheren Jahrhunderte. Es begannen sich also die Keime der modernen Gedanken in bezug auf die Gesellschaft zu entfalten.

Der gesellschaftliche Charakter des menschlichen Rahmens der menschlichen Tätigkeit ist noch nicht offensichtlich, doch in der Auffassung, die seit Jahrtausenden über das Verhältnis zwischen Mensch und Gemeinschaft unverändert existiert, ist in den Jahrzehnten der Renaissance eine entschiedene Veränderung zu bemerken. Vom Altertum und vom Mittelalter wurde übereinstimmend und unverändert das individuelle Glück als Ziel der menschlichen Tätigkeit genannt, das entweder auf der Erde mit Hilfe der Moral, der Weisheit, der Ruhe, des ausgeglichenen Genusses oder im Jenseits durch die Seligkeit erreicht werden kann. Die natürliche und gesellschaftliche Umwelt erhält nur im Verhältnis dazu eine Wichtigkeit, als etwas, was dem Individuum beim Erreichen des Zieles hilft oder es daran hindert. Der Auffassung der bis in die Renaissancezeit bestehenden Richtung der griechischen Philosophie zufolge ist die Gesellschaft ein notgedrungenes Etwas, auf das der Mensch aufgrund seiner biologischen Erbärmlichkeit angewiesen ist, die Gesellschaft ist also desto besser, je weniger sie auf den Menschen wirkt, sie wäre dann ideal, wenn sie nicht existierte. Die biblische Weltanschauung ist in dieser Beziehung nachsichtiger und steht der modernen Auffassung näher. Die Juden und die Urchristen waren nämlich bemüht, ihr individuelles Ziel unter gegnerischen Massen zum Schutz einer kleinen Gemeinschaft zu erreichen, deshalb kam bei ihnen die positive Rolle der Gemeinschaft stärker zum Ausdruck. Von hier stammt die Nostalgie, die sich in den späteren Jahrhunderten dem Urchristentum zuwendete, obwohl nicht die Menschen in der Zwischenzeit schlechter geworden sind, sondern mit dem Vorherrschen des Christentums die engere Gemeinschaft ihre früher vorhandene Funktion verloren hat. Die Ketzereibewegungen, die Hussiten, die gesellschaftlichen Reformbewegungen und schließlich auch die Reformation forderten in erster Linie deshalb die gesellschaftliche Veränderung, die strukturelle Umgestaltung der Gemeinschaft, um dem Individuum unter günstigeren gesellschaftlichen Bedingungen leichter zu seinem individuellen Glück zu verhelfen. Die Reformation geht in dieser Beziehung schon sehr weit und erklärt, daß das Individuum in einer schlechten Gemeinschaft nicht glücklich werden kann. Sie bleibt weit hinter der heutigen Auffassung über das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft zurück, doch steht sie den modernen Ansichten viel näher als der Weise im Faß oder der Heilige auf der Säule. Von hier stammt die außerordentlich harte Kritik, mit der sich die Reformation gegen die für die Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse zuständigen Führer, die Herren und die Fürsten, wendet, die mit sich selbst auch die Untertanen in die Hölle gelangen lassen.

Es scheint also, daß die seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden über das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft unverändert bestehende Auffassung in den Jahrzehnten vor und nach dem Auftreten von Thomas Morus in Bewegung geraten war. Bei Morus ist diese Bewegung etwas zu sehen.

Dieser Fragenkomplex hat natürlich sehr viele Komponenten, über die man sprechen müßte, z.B. über das Aufgewühltwerden des gleichartigen, in einer Ebene gleichmäßig strömenden Ovidischen Zeitflusses, wie es sich vor allem bei Shakespeare beobachten läßt: Die Zeit tritt aus ihrem gewohnten Bett heraus und wird zum aktiven Teilnehmer der Geschichte. Ein ähnliches Problem ist das der Trennung von historischer Zeit und historischem Raum, das man ebenfalls mit Hilfe von Morus studieren könnte. Ist er es doch, bei dem die Zeit im Raum auftritt. Ähnlich verhält es sich auch mit der Veränderung des Charakters des Zieles der menschlichen Tätigkeit. Der ethische Charakter des Zieles, der seit Sokrates unverändert besteht, wird zum ersten Mal von Machiavelli in Frage gestellt, er war es, der entdeckte, daß die Bewegung der Gesellschaft nicht mit denselben moralischen Kategorien gemessen werden kann, die für die individuelle Handlung gelten.

LÁSZLÓ MAKKAI

(Budapest)

SHAKESPEARES ZEITAUFFASSUNG

Über die Zeit, über ihr Wesen zu sprechen ist Sache der Astronomen, Physiker, Philosophen, Theologen, vielleicht auch der Historiker. Shakespeare war keiner von diesen, er war Dichter. Der Dichter hat aber die Freiheit, verschiedene Meinungen in einer Vision gegeneinander auszuspielen oder in Einklang zu bringen, und diese Vision kann die Zeitanschauung eines Zeitalters besser charakterisieren als die einzelnen, meist gegensätzlichen Lehren der Gelehrten. Das ist auch der Fall bei Shakespeare, dessen Lebenswerk ein Sammelbecken verschiedener, oft gegensätzlicher Ideen ist. Darum war und bleibt die Frage nach seiner Zeitanschauung ein immergrünes, unerschöpfliches Thema der Forschung, ob sie zur Renaissance, zum Manierismus oder zum Puritanismus zu zählen ist. In folgender Analyse beschränke ich mich auf die Königsdramen, ohne die Geschichtsauffassung Shakespeares eingehend zu behandeln, denn diese hat Michael Barg in seinem *Shakespeare i istorija* (1979) auch mit Rücksicht auf die zeitgenössische englische Historiographie gründlich geschildert. Ich wende hier auch seine Ergebnisse an. So möchte ich mich auf die Zeitauffassung Shakespeares konzentrieren und versuchen, die Reichhaltigkeit seines Zeitbegriffs mit den letzten Worten des sterbenden Percy (im I. J. Heinrich IV., IV/5, Zitat, wie auch im folgenden, aus der Schlegel—Tieck-Übersetzung):

„Doch ist der Sinn des Lebens Sklav', das Leben Der Narr der Zeit, und Zeit, des Weltlauf Zeugin, Muß enden. O, ich könnte prophezeien [. . .]“

Wenn ich diesen Text richtig interpretiere, dann finden wir bei Shakespeare eine Hierarchie der Wirklichkeiten. Der Sinn, der menschliche Verstand ist dem Leben unterworfen, d.h. das Subjektive spiegelt das Objektive wider. Das Objektive aber, nämlich das wirkliche Leben, ist ein Narr, ein Spielzeug der Zeit, die in ihrem Gang die Zeugin des Weltlaufs, etwa wie der Zeiger eines Uhrwerkes zu betrachten ist. Die Abhängigkeit des Menschenschicksals von der Zeit ist auch im Richard II. (V/5) durch das Bild einer Uhr angedeutet:

„Die Zeit verdarb ich, nun verderbt sie mich,
Denn ihre Uhr hat sie aus mir gemacht.“

Die Uhr mißt die astronomische Zeit, die aber nicht mit Shakespeares Zeitbegriff zusammenfällt. Die Uhr ist für ihn nur ein Bildnis des Menschenschicksals, des Narren, des Spielzeugs der Zeit, die eigentlich nichts anderes als die Geschichte selbst bedeutet. Die Worte und Taten der Menschen sind Zeiger, die die verschiedenen Etappen des vom menschlichen Willen unabhängigen Weltlaufs andeuten. Im Weltlauf geschieht etwas Verborgenes, und die Zeit, die Geschichte ist nur eine äußere, das innere Wesen verhüllende Erscheinung. Das Wesentliche ist die Erfüllung eines, dem menschlichen Wissen unbekanntes, jedoch durch menschliche Taten sich verwirklichenden Weltplanes. Man könnte dieses Endziel des Weltlaufs mit dem christlichen Heilsplan identifizieren, denn Shakespeare selbst spricht von der Pflicht des Menschen, der göttlichen Führung Gehorsam zu leisten, sonst verspielt er mit dem eigenen Glück auch seine vorgeschriebene aktive Rolle in der Förderung des Heilsplans, er wird sogar dessen Entfaltung hemmen, wie in Richard II. (III/2) Bischof Carlisle zum König spricht:

„Des Himmels Beistand muß ergriffen werden,
Und nicht versäumt; sonst wenn der Himmel will
Und wir nicht wollen, so verweigern wir
Sein Anerbieten, Hilf und Herstellung.“

Man kann sogar weitergehen und den Einfluß des zeitgenössischen puritanisch-calvinistischen Geschichtsdenkens auf Shakespeare in seinem letzten Königsdrama, Heinrich V., entdecken, denn die Schlußworte (IV/8) wiederholen Calvins bekanntes Prinzip — soli Deo gloria:

„[...] Tod sei ausgerufen durch das Heer
Wenn jemand prahlt und Gott die Ehre nimmt
Die einzig sein ist [...]]
[...] doch mit Anerkennung, daß Gott für uns gefochten [...]]
[...] man singe da Non nobis und Te Deum [...]]
Nicht uns, sondern deinem Namen, o Herr, gilt der Dank.“

Es wäre aber ein Irrtum, Shakespeares Zeitanschauung einfach als einen Ausdruck puritanischer Pietät zu betrachten. Shakespeare war natürlich nicht ungläubig, aber auch nicht besonders religiös. Die Puritaner waren die größten Feinde des Theaters, für das und von dem Shakespeare lebte. Als Sohn eines Bürgers wollte er das Leben des Adels führen, was ihm auch gelang, denn er stand im Dienst der von den Puritanern verhaßten Aristokratie. Seine Zeit- und Geschichtsauffassung ist grundsätzlich aus dieser seiner sozialen Umgebung und Ambition abzuleiten.

Er zog im Jahre der Hinrichtung von Maria Stuart, 1587, nach London, erlebte 1588 die Euphorie des Siegesjubels nach der Vernichtung der spanischen Armada mit. Dies ist es, was in den oben zitierten Worten aus Heinrich V. widerklingt. Dies war aber gleichzeitig das Ende der Elisabethanischen Friedensepoche. Es begann

der fünfzehnjährige Krieg gegen Spanien. Die bisher streng disziplinierte, praktisch bis zum Verbot des Duellierens entwaffnete, zu Höflingen degradierte englische Aristokratie bekam Waffen in ihre Hände und versuchte die Gentry-Piraten, Drake und seine Gefährten, die die Ruine der spanischen Seemacht vorbereiteten, aus ihrer führenden Seemachtsstellung zu verdrängen. Das gelang ihnen auch mit Zustimmung der Königin. Elisabeth — wie bekannt — wählte von Anfang an ihre Günstlinge aus den Reihen der Aristokratie, sie konnte und wollte dieser, wegen dem extremen Luxus in eine schwere materielle Krise geratenen Schicht diese Möglichkeit zum Aufschwung nicht nehmen. Das hat aber die Parteikämpfe des Rosenkrieges, dessen Beendigung und damit Englands innerer Frieden durch die Tudor-Dynastie ausgekämpft war, durch das letzte Mitglied derselben Dynastie wieder aufbeschworen. Die Rivalität der zwei aristokratischen Admiralen, Essex und Raleigh, führte in den neunziger Jahren nicht nur zu militärischen Mißerfolgen, sondern zum Aufstand von Essex im Jahre 1601, die mit Hilfe der Raleigh-Partei, zu der auch Francis Bacon gehörte, in Blut erstickt wurde. Shakespeares Mäzen, Lord Southampton, war einer der Führer des Aufstandes und ging in den Kerker.¹

Schon vor Essex' Fall beobachtete Shakespeare mit wachsender Furcht die inneren Spaltungen der Aristokratie. Seine Angst, daß diese Spaltungen zur Wiederkehr der Grausamkeiten des Rosenkrieges führen könnten, ist das Leitmotiv seiner Königsdramen, durch die er die englische Aristokratie über die Gefahr und deren mögliche Überwindung belehren wollte. Während der Suche nach den Ursachen des Rosenkrieges bildete sich seine Zeit- und Geschichtsauffassung endgültig heraus.

Die Zeit ist für Shakespeare nicht leer, die nachträglich mit Geschichte ausgefüllt wird, sondern sie ist die Geschichte selbst, eine kontinuierliche Serie von menschlichen Taten, die immer eine positive oder negative ethische Ladung tragen und dadurch als Tugend oder Laster den Weltlauf fördern oder hemmen. Was eigentlich das Wesentliche dieser Zeit- und Geschichtsauffassung ist, kann man im Begriff einer strengen und irreversiblen Kausalität zusammenfassen. Tugend erzeugt Tugend, Laster erzeugt Laster, aber Tugenden können in bestimmten Situationen zu Lastern und Lastern zu Tugenden werden:

„Die Liebe böser Freunde wird zur Furcht,
Die Furcht zum Haß, und einem oder beiden
Bringt Haß Gefahren und verdienten Tod [...]“

Richard II. V/1

¹ In der Schilderung der englischen sozialen, politischen und kulturellen Geschichte zur Zeit Shakespeares schließe ich mich der Auffassung von L. Stone, *The Anatomy of Elizabethan Aristocracy and Elizabethan Aristocracy — a Restatement*, in: *Economic History Review* 1950 und 1952, und C. Hill, *Intellectual Origins of the English Revolution*, 1965 an. In diesem Sinne behandelte ich diese Zeit in: *Anglia az újkor küszöbén* (England an der Schwelle der Neuzeit), Budapest 1965, (mit E. Hankiss), *A tudomány forradalma Angliában* (Die Revolution der Wissenschaft in England), Budapest 1966, *Angliai Erzsébet* (Elisabeth von England), Budapest, 1967, *Shakespeare Angliája* (Shakespeares England, Text zum Bilderbuch von S. Sella und I. Panyik), Budapest 1982.

Die feudale Gesellschaft gerät aus dem Gleichgewicht, wenn König und Untertan nicht gegenseitig die Rechte des anderen ehren. Richard II. schickte 1398 Herzog Heinrich Hereford für sechs Jahre ins Exil, konfiszierte aber vor seiner Heimkehr dessen Güter. Das bedeutete für die feudale Mentalität ein Attentat gegen die Weltordnung, etwas so Absurdes wie die Umkehr des Zeitlaufes. Herzog York sagt dem König:

„Nimm Herefords Rechte weg, und nimm der Zeit
Die Privilegien und gewohnten Rechte;
Laß Morgen denn auf Heute nicht mehr folgen [. . .]
Weiß niemand doch, was hieraus kann entstehen,
Doch zu begreifen ist's bei bösen Wegen
Daß sie am Ende nie gedeihn zum Segen.“

Richard II. II/1

Das war der Anstoß zum Rosenkrieg, denn Hereford kam vor dem erlaubten Termin, d.h. illegal, zurück, um seine Rechte zu schützen. Der Konflikt zwischen ihm und dem König führte zu einem neuen Zwist, Richard wurde entthront und getötet. Eine Kettenreaktion von Ursache und Folge trat für ein Jahrhundert ein und dauerte unaufhaltbar bis zum Tode aller Mitglieder der Dynastie, außer dem einzigen Überlebenden, Heinrich Tudor. Diesen Vorgang läßt Shakespeare durch denselben Bischof Carlisle prophezeien, der den König — wie wir es sahen — wegen Ungehorsam gegenüber Gott tadelte:

„Der Herr von Hereford, den ihr König nennt,
Verrät des stolzen Herefords König schändlich,
Und krönt ihr ihn, so laß mich prophezeien:
Das Blut der Bürger wird den Boden düngen
Und ferne Zukunft stöhnen um den Greu'l.“

Richard II. IV/1

In der Beachtung der feudalen Legitimität und der gegenseitigen Verpflichtungen sieht und illustriert Shakespeare den normalen Gang des Weltlaufs im Gespräch zwischen Königin Margarete und König Ludwig:

„Denn wenn der Usurpator auch ein Weilchen
Das Zepter führt, der Himmel ist gerecht,
Und von der Zeit wird Unrecht unterdrückt.“

III. T. Heinrich VI. III/3

Die Weltordnung wird durch Unrecht versehrt und als Folge wird das Laster durch Laster gestraft:

„Ich bin nicht froh, daß solch Geschwür der Zeit
Ein Pflaster in verschmähten Aufruhr sucht [...]
Allein, so groß ist der Verderb der Zeit,
Daß wir zur Pfleg' und Heilung unsers Rechts
Zu Werk nicht können gehn, als mit der Hand
Des harten Unrechts und verwirrten Übels [...]"

Salisbury an König Ludwig in König Johann V/2

Man begeht mit Unrecht Sünde, aber auch dann, wenn man dem Unrecht nicht widersteht, weil Feigheit Gewalt provoziert. Carlisle tadelt König Richards Passivität:

„Herr, Weise jammern nie vorhandnes Weh,
Sie schneiden gleich des Jammers Wege ab [...]
Furcht bringt uns um, nicht Schlimmres droht beim Fechten.
Tod wider Tod ist Sterben im Gefecht,
Doch fürchtend sterben, ist des Todes Knecht.“

Richard II. III/2

Der *locus classicus* der Zeit- und Geschichtsauffassung Shakespeares ist im Dialog zwischen Heinrich IV. und dem Grafen Warwick zu finden:

„Als Richard, ganz von Thränen überfließend [...]
Die Worte sprach, die Prophezeiung wurden:
[...] Es kommt die Zeit, daß arge Sünde, reifend,
Ausbrechen wird in Fäulnis [...]" , sagt Heinrich, darauf Warwick:

„Ein Hergang ist in aller Menschen Leben,
Abbildend der verstorbnen Zeiten Art:
Wer den beachtet, kann, zum Ziele treffend,
Der Dinge Lauf im ganzen prophezein,
Die ungeboren noch in ihrem Samen
Und schwachem Anfang eingeschachtelt liegen;
Dergleichen wird der Zeiten Brut und Zucht.
Auf die notwendige Form hiervon vermochte
Richard die sichre Mutmaßung zu baun [...]"

König Heinrich zieht daraus die Konsequenzen und ruft zum Krieg:

„Sind diese Dinge denn Notwendigkeiten?
Bestehn wir auch sie wie Notwendigkeiten!
Dies selbe Wort ruft eben jetzt uns auf [...]"

Heinrich IV. T. II. III/1

Daß das in der Vergangenheit begangene Unrecht die Zukunft vergiftet, wird in den dämonischen Zügen der Person des Richard III. aufgezeigt und von Elisabeth ausgesprochen:

Elisabeth: „Wobei nun kannst du schwören?

Richard: Bei der künft'gen Zeit.

Elisabeth: Die kränkest du in der Vergangenheit [...]
Schwör' bei der Zukunft nicht so mißverwandelt
Durch die vergangne Zeit, die du mißhandelt [...]"

Richard III. IV/9

Stand Shakespeare am Ende des 16. Jahrhunderts mit dieser Zeit- und Geschichtsauffassung allein? Keineswegs. Es mag kuriös klingen, daß ähnliche Ansichten im Lager der Gegner von Essex zu finden sind. Es handelt sich um die Geschichtsauffassung von Sir Walter Raleigh, welche Shakespeares Ideen weiterführt. Was bewegt die Geschichte? — fragt er sich in seiner *History* und antwortet: „Sagen, daß Gott wollte es so oder so, es wäre eine richtige, aber unnütze Antwort, weil sein verborgener Willen ist Ursache aller Dinge [...] darum wir können ruhig nach den sekundären Ursachen schauen [...] Die Zeit (nach dem Schöpfer aller Dinge) lehrt stufenweise die ganze Menschheit.“ Christopher Hill bewertet in seinem schon zitierten *Intellectual Origins* [...] diese Ideen als „vertauschen die theozentrische Geschichte mit einer Geschichte, in der der Akzent auf den sekundären Ursachen liegt [...] um auszufinden, wie auf menschlicher Ebene Resultat auf die Ursache folgt“. Hill vergleicht Raleighs pessimistische Ansichten mit Shakespeares Gedanken: „Wie Fox und Shakespeare, Raleigh zog Lehren aus der englischen Geschichte und die Strenge seiner Urteile über Könige von Heinrich I. bis Heinrich VIII. bestätigte völlig die Bemerkung Königs Jakob I., daß Raleigh war zu unverschämt in der Verurteilung von Fürsten [...]“. *The Sceptic* von Raleigh wird von Hill in diesem Sinn interpretiert: „Die Unterscheidung zwischen primären und sekundären Ursachen war wirklich der einzige Weg, durch den Raleigh seinen grundsätzlichen Skeptizismus beschränken konnte. Er hatte ein gesundes Mißtrauen gegenüber den Daten, die er benützte: Die Informationen sind oft falsch, die Berichte sind nicht immer richtig, die Version, die sich zufällig erhielt, kann einseitig sein. Auch wenn die Tatsachen gut festzustellen sind, die Motive bleiben dunkel. Historiker sind langweilig, sie haben keine Phantasie. Der Historiker ist deshalb zu Voraussetzungen gezwungen, nur muß er klar zwischen Voraussetzungen und Tatsachen unterscheiden.“² In der Zeitauffassung von Shakespeare können wir eine, an Raleigh erinnernde Entwicklung von einer übermenschlich schicksalhaften primären Ursache zu einer menschlich verantwortlichen sekundären Ursache beobachten, das aber nichts von der dichterischen Tiefe in der Aufdeckung von Motivationen menschlicher Taten nimmt. Shakespeares Zeitauffassung bewahrt ihre jeden Historizismus überwindende, alle Ideenströmungen seiner Zeit umfassende Reichhaltigkeit.

² Zitiert aus C. Hill, *Intellectual Origins* ..., a.a.O., S. 180 ff.

ÁRON PETNEKI
(Budapest)

IDENTIFICATIO, EXEMPLUM, STIMULUS MODE UND ROLLE DER AHNENGALERIE IN OSTMITTELEUROPA

Die Quelle des folgenden Zitates wurde im 19. Jahrhundert im Archiv der Familie Perényi gefunden. Sie ist in der ungarischen Fachliteratur nicht unbekannt, obwohl der Charakteristik dieser Anweisung wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Die Instruktion ist — wahrscheinlich im ausgehenden 17. oder im 18. Jh. — von einem Mitglied der Familie Perényi einem Maler geschrieben worden, wie er die Ahnengalerie schildern sollte.

„Nr.2. Man muß den berühmten Peter als einen alten zornigen Mann darstellen, mit hartem Blick, in beiden Händen soll er einen gezogenen Pallasch halten, auf dem Kopf sowie auch auf der rechten Hand und auf den Füßen sind Wunden, wie es auch in den Dokumenten steht. Nr. 3. Miklós war bejahrt, aber nicht ein alter Mann, der auch ein großer Held war; man malt ihn mit Wunden, blutend, tot liegend. [...] Nr. 7. Der Bischof Ferenc ist in jungem Alter in der Schlacht zu Mohács gefallen, ihn muß man auch mit blutigen Striemen tot daliegend malen. Nr. 8. Gábor war ein Mann mittleren Alters, ihn muß man auch mit blutigen Striemen liegend malen. [...] Nr. 11. Mihály muß man auch als Toten malen, mit einem von Kanonenkugeln zerrissenen Körper. . . . Wie, und in welchen Kleidern man sie malen muß, das kann der Maler an den Jahreszahlen besser conjizieren, er muß schon wissen, wie die Ungarn damals gekleidet waren.“¹

Im Jahre 1690 wandte sich ein oberungarischer Adelige, László Motesiczky, in einem Brief an einen Verwandten. Sein Sohn ist im Krieg gegen die Türken gefallen. Für sein *castrum doloris* wollte der trauernde Vater die Heldentaten der Ahnen malen lassen, aber solche Taten waren ihm nicht bekannt. Er bat den Verwandten, nach alten Dokumenten im Familienarchiv zu suchen, um Informationen zu erhalten.²

Diese Zitate werfen das Licht sofort auf mehrere wichtige Elemente der gesellschaftlichen Funktion sowie das Entstehen der Ahnengalerie. Der wichtigste

¹ Zs. Perényi, d. J., Festőnek adott utasítás, miképp ábrázolja a Perényieket (Anweisungen dem Maler, wie er die Perényis darstellen soll), in: *Archaeologiai Értesítő* U. f. 14, 1894, S. 190 f. Erwähnt auch bei K. Garas, *Magyarországi festészet a XVII. században* (Ungarische Malerei im 17. Jahrhundert), Budapest 1953, S. 82.

² *Történelmi Tár* 1897, S. 292—298.

Grund ist die Tradition der Familie und die damit verbundene schriftliche Dokumentation, d.h. die Jahrbücher und die Arenga der früheren Diplome. Die Ahnengalerie soll den Ruhm des Geschlechts aufzeigen und gleichzeitig als Beispiel des Heldentums, des Kampfes gegen die Türken usw. dienen. Die blutigen Bilder haben in den Augen der damaligen Beschauer sogar eine gewisse Schönheit, und zwar die Schönheit der *magnanimitas*. Und wenn schon nicht jedes Mitglied der Familie ein tapferer Türkenschläger war, so sollte er mindestens in ganz fernen Zeiten leben und so die Altehrwürdigkeit der Sippe beweisen. Der Maler bekommt aber außer den historischen Hinweisen keine andere Informationen, er soll die malerischen Vorbilder selbst finden.

Die ganze Problematik der Mode und der Rolle der Ahnengalerie ist aber komplizierter und enthält nicht nur diese Fragen.³ Selbst die Entstehung der bildlichen Ahnengalerien in Ostmitteleuropa — d.h. in Ungarn, Polen und in den böhmischen Ländern — ist ziemlich problematisch. Die Mehrzahl der ersten erhaltenen Ahnenbilder ist im Kleinformat gemalt, d.h. diese Bilder sind Miniaturen. Die ungarische Bilderchronik, ein repräsentatives Werk des Anjou-Hofes,⁴ datiert nach 1358, enthält die Bilder der ungarischen Herrscher von den legendären Urzeiten bis 1358, d.h. bis zu Ludwig I. Man findet hier aber auch eine ganze Reihe von ganzfigürlichen Bildern fremder Ritter, die unter der Herrschaft des Fürsten Géza nach Ungarn gekommen und später die Urväter vornehmer ungarischer Geschlechter geworden sind, Diese Miniaturen also bilden noch keine Ahnengalerie im engen Sinne des Wortes, sie sind jedoch die ersten Beispiele der fiktiven Ahnenvorstellungen. Es ist anzunehmen, daß die abgebildeten Ritter die Antezedenten der führenden höfischen Persönlichkeiten in der Mitte des 14. Jahrhunderts waren. Die gründlicheren Untersuchungen geben aber kein eindeutiges Ergebnis. Unter den 10 abgebildeten Urvätern befinden sich sogar 4, die entweder keine Nachkommen mehr gehabt haben, oder deren Geschlecht damals überhaupt keine politische Rolle spielte (Deodatus, Vecellin [Geschlecht Ják], Hunt und Pazman sowie Poth [Geschlecht Bót]). Obwohl die Ahnen der Familie Hédervári, Paksi, Lackfi, Bánffy von Alsólendva, Kórógyi und Nagymartoni, die sich um 1358 zu den Baronen zählten,⁵ in der Bilderchronik abgebildet sind, fehlen die Geschlechter Ákos, Kacsics, Osl und hauptsächlich die Szécsi; letztere stammen aus dem Balogh-Geschlecht, dessen deutscher Urvater Altmann durch Simon Kézai, nicht aber von der Bilderchronik erwähnt wird.⁶

³ Über die allgemeine europäische Bedeutung der Ahnengalerie s. W. Schürmeyer, in: *Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte*, O. Schmitt (Hrsg.), Bd. 1, Stuttgart 1937, S. 221—227.

⁴ *Chronicon pictum — Die ungarische Bilderchronik*, Facsimile-Ausgabe, Bd. 1, Budapest 1964. S. 28 ff.

⁵ P. Engel, Nagy Lajos bárói (Die Barone Ludwigs des Großen), in: *Történelmi Szemle*, Jg. 28, 1985, S. 313—413.

⁶ Simonis de Keza, *Gesta Hungarorum*, A. Domanovszky (Hrsg.). (Scriptores Rerum Hungaricarum Bd. 1.), Budapest 1937, S. 131—194.

Die Chroniken sind zweifelsohne die ersten schriftlichen Dokumente von genealogischem Interesse, aber die Priorität des Klein- bzw. Miniaturformats der Ahnendarstellungen ist keinesfalls eindeutig. Eine große Freskenreihe der Luxemburger Protoplasten (sogar bis zum Saturn) schmückte einst den großen Saal der Burg Karlstein in Böhmen. Die im Auftrag Karls IV. gemalten Fresken sind zugrunde gegangen, aber die Kopien in dem sog. Codex Heidelbergensis aus der 2. Hälfte des 16. Jh. geben uns in Miniaturform einen Begriff vom ganzen Stammbaum.⁷ Eine Ahnengalerie der böhmischen Könige und Fürsten befindet sich im sog. Hasenburger Codex. Dieser ist aber auch eine — obwohl zeitgenössische — Kopie der später vernichteten gotischen Wandmalereien des Prager Hradschins.⁸

Dies weist schon auf die Rolle der Fresken hin. Sie dienen einerseits dem Legitimitätsgedanken des Herrscherhauses, andererseits aber schon der Renaissanceidee, die berühmten Männer als Beispiel den späteren Generationen vorzuzeigen. Zum Kult der *uomini famosi* tritt manchmal auch die ritterliche Tradition hinzu. In dem alten Saal der Burg zu Blatná in Böhmen befindet sich die Darstellung der aus den Ritterromanen bekannten neun Helden: die 3 alttestamentlichen (David, Josua, Judas Maccabäus), die 3 heidnischen (Hektor, Alexander der Große und Julius Caesar) und die 3 christlichen Ritter (König Arthus, Karl der Große und Gottfried von Bouillon) in vollem Harnisch. Sie sind aber keinesfalls ostmitteleuropäische Spezifika, sondern mit der allgemeinen europäischen ritterlichen Gedankenwelt eng verbunden. Es ist ja bekannt, daß der Auftraggeber, Lev von Rožmitál, an den burgundischen und französischen Höfen verkehrte.⁹

Die erste *sensu stricto* Ahnengalerie, die bis heute im Original erhalten geblieben ist, ist das Werk des polnischen Malers Stanisław Samostrzelnik um 1532, unter dem Titel „Liber geneleos illustrissimae familiae Schidloviciae“, in der zwölf ganzseitigen Miniaturen mit Ahnengestalten en pied zu sehen sind. Die Vorlage dieser Serie konnte — nach B. Miodońska — der Holzschnittzyklus von Hans Burgkmayr d. Ä. aus dem Jahre 1530 sein: Dieser stellte die Mitglieder der Familie Truchsess von Waldburg dar.¹⁰

Ein späteres Beispiel für das Kleinformat ist das Familienbuch der adeligen, später gräflichen Familie Haller, in dem die Familienväter mit der Gattin und mit Wappen abgebildet sind. Diese siebenbürgische Familie stammt aber aus dem Nürnberger Patriziat. Auf der Grundlage solcher Traditionen führte die Familie im 16.—18. Jh. das Familienalbum weiter.¹¹

⁷ A. Kutal, *Gotische Kunst in Böhmen*, Prag 1971, S. 58 f. Abb. 83—84.

⁸ J. Krása, *Nástenna malba*, in: *Pozdne gotické umění v Čechách 1471—1526*, Praha 1984, S. 370 ff.

⁹ Krása, a.a.O., S. 276 f.

¹⁰ B. Miodońska, *Miniatury Stanisława Samostrzelnika*, Warschau 1983, S. 14. Über die Holzschnitte von Burgkmayr s. Hollstein nr. 645—723.

¹¹ L. Szádeczky, *A Haller grófok nemzetség-könyve* (Das Stammbuch der Grafen Haller), in: *Turul*, Bd. 4. 1886, S. 1—11.

Die Art und Weise der Darstellung dieser Gestalten hat sich schon auf diesen frühen Denkmälern ausgeprägt: die ganzfigurige Wiedergabe en trois-quart, dazu dekorative Oberflächenbehandlung der Gewänder mit einer verhältnismäßig realistischen Darstellung der Gesichtszüge sowie das Beiwerk und auch die Wappen und Inschriften. Wir können im Hintergrund mancher Bilder sogar die Stammburg des Geschlechts beobachten.¹²

Die großen Ölbilder, die die Mitglieder der hochadeligen Familien darstellen, erscheinen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, zuerst in Böhmen. Charakteristische Beispiele sind die spanische Galerie der Vratislaven von Pernstein, die Rosenbergische Galerie in Neuhaus, ferner die Porträtsammlungen der Lobkowitz', Kolovrats, Schlicks in Böhmen, der Žerotins und Zátrizls in Mähren, und der Rederns in Schlesien.¹³ In Ungarn entstehen solche Sammlungen etwas später (die Ahnengalerien der Thurzós, Batthyánys, Nádasdys usw.), ca. gleichzeitig mit den polnischen, d.h. am Anfang des 17. Jh.¹⁴

Das genealogische Interesse enthält verschiedene Komponenten. Eine dieser Komponenten ist — wie wir schon gesehen haben — die historisch motivierte Legitimität der Herrscherhäuser. Im Falle der adeligen Familien spielte nicht nur das Bewußtsein der adeligen Abstammung, sondern das Besitzerrecht eine wichtige Rolle. Es war zu den verschiedenen Prozessen notwendig, die Vorfahren vorzuzeigen. Aufgrund der Forschungen von Erik Fügedi können wir feststellen, daß das Schrifttum im Mittelalter in Ungarn ziemlich gering war.¹⁵ Die Klarstellung der Vorfahren wurde mündlich durch Zeugen und nicht aufgrund von Dokumenten erledigt. Und wenn auch jemand eine schriftliche Genealogie niederlegt, dann gibt es auch Schwierigkeiten, da das menschliche Gedächtnis nicht mehr als 80—100 Jahre umfaßt. Wir kennen z.B. eine schriftliche Genealogie der Familie Nyáry aus der 2. Hälfte des 16. Jh., die aber nur bis zu den Zeiten des Königs Matthias (genauer bis 1483) zurückgeführt wird.¹⁶ Dieser Mangel an Originalquellen kann zu den fiktiven Abstammungen führen.

Die humanistische Geschichtsschreibung in Europa verbreitete schon im 15. Jh. die direkte antike Abstammung der verschiedenen Herrscherhäuser. Dies war auch in Ungarn nicht anders. Antonio Bonfini sowie auch Johannes de Thuróc leiten die Familie des Königs Matthias von den Corvini und Valerii ab, deren Ur-

¹² Man sieht durch eine Fensteröffnung die Burg Güssing (Németújvár) im Hintergrund des Portraits Ferenc Batthyánys, Budapest, Magyar Történelmi Képcsarnok, Inv.nr. 563. Publiziert in: I. Bariska, *Kőszeg ostromának emlékezete* (Erinnerung an die Belagerung der Burg Kőszeg), Budapest 1982, Abb. 6.

¹³ E. Bukolská, Malovany portrét v Čechách období renesance, in: *Seminaria Niedzickie*, Bd. 2. Portret typu sarmackiego w wieku XVII w Polsce, Czechach, na Słowacji i na Węgrzech, Kraków 1985, S. 86 ff.

¹⁴ K. Garas, a.a.O., S. 83 ff.

¹⁵ E. Fügedi, Verba volant . . . in: *Mályusz Elemér Emlékkönyv* (Gedenkbuch Elemér Mályusz), É. Balázs, E. Fügedi (Hrsg.), Budapest 1984, S. 107 ff.

¹⁶ S. Szilágyi: Az Esterházyak családi naplója (Das Familientagebuch der Esterházy), in: *Történelmi Tár*, 1888, S. 222 ff.

Urgroßvater der Hercules Scythicus war.¹⁷ Die antikisierenden und wunderschönen Protoplasten kommen seit dem 16. Jh. auch bei den polnischen Aristokraten vor: nach dem Wappenbuch von Bartosz Paprocki (gewidmet dem Polenkönig Stefan Báthory) ist der Stammvater des Geschlechts der Korabiten Neptun selbst (der Name des Wappens Korab bedeutet Schiff). Die Lubomirski, die am Ende des 16. Jh. eine sehr schnelle Karriere machten, sind natürlich auch römischer Abstammung, direkt von Aurelius Drusus. Auch die Familie Pac sucht ihre Vorfahren in Italien, und findet sie — natürlich mit der Hilfe des Heraldikers Kacper Niesiecki — in Florenz als dell’Pacci.¹⁸ Sogar im 18. Jh. finden wir diese Tendenz: Als der Vater des letzten Polenkönigs Stanislaus August Poniatowski wegen seiner angeblich jüdischen Abstammung angeklagt wurde, bemühte er sich, seine Ahnen in der Familie Torelli zu finden.

Die von antiken Göttern und Helden wimmelnden Genealogien erweckten das kritische Gefühl mancher Zeitgenossen. Der polnische Dichter Wespazjan Kochowski schreibt im 17. Jh.:

„Wessen Haus ist in Polen älter?
— Chamiec stammt von Ham,
Abramowicz auch von Abraham.
Es gibt solche, denen der Apostel Paulus
seine Briefe geschrieben hat,
und es gibt ein Haus das von Jacobus
dem Jüngeren stammt.
Wenn dem Namen nach diese Sippen
alte Zeiten zählen,
dann sind Rajski (d.h. „Paradeiser“)
mit Adamowski vom Anfang der Welt.“¹⁹

Wie wir sehen, führt das primitive Etymologisieren auch zu den legendären Protoplasten. So entstehen die unsinnigsten Erläuterungen der Familiennamen, die eine positive Eigenschaft des Ahnen hervorheben wollten. In der Ahnengalerie der Fürsten Sapieha befindet sich ein Bild des legendären Stammvaters Punigaiło oder Narimundowicz, der „*a sapientia primo Sophia dictus*“ — aufgrund seiner Weisheit als erster Sophia hieß (Sophia = Sapieha!).²⁰ In der Grabrede des László Graf Bethlen lobt der Pastor die Nüchternheit des Namengebers der Familie mit einem

¹⁷ L. Elekes, A Hunyadi-kérdés (Die Hunyadi-Frage), in: *Mátyás király. Emlékkönyv születésének ötszázéves fordulójára* (König Matthias. Gedenkbuch zum 500. Jahrestag seiner Geburt), Budapest 1940, S. 19 f.

¹⁸ K. Niesiecki, *Herbarz Polski*, Bd. VII, Leipzig 1841, S. 219.

¹⁹ W. Kochowski, *Psalmodyja Polska oraz wybór liryków i fraszek*, Hrsg. J. Krzyżanowski, Kraków 1926, S. 118.

²⁰ J. Łoski, *Genealogia portretowa Sapiehów w kościele parafialnym św. Anny w Kodniu*, Warszawa 1856.

fast unübersetzbaren Wortspiel: er sollte zuerst „bezzeg étlen“, kürzer „be étlen“ (d.h. „wie nüchtern“), mit einem Wort Bethlen heißen.²¹

Nicht nur die Namen, sondern auch die Wappen bieten große Möglichkeiten, imaginäre Protoplasten und ihre Heldentaten zu fingieren. In dem oben erwähnten *Liber geneleos* der Familie Szydłowiecki wird eine wunderschöne Geschichte erzählt und abgebildet. Der Stammvater sollte mit einem riesigen Heiden vor dem römischen Kaiser ringen. Als der unfaire Gegner ihn zu reizen begann, riß der polnische Ritter den Schnurrbart des Gegners herab und übergab diese merkwürdige Trophäe auf einem Pfeil dem Kaiser. So bekam er dieses Siegeszeichen als Wappen „Odrowąż“ vom Herrscher.²² (In der Tat zeigt das Wappenbild einen stilisierten gespannten Bogen mit Pfeil, jedoch keinen Schnurrbart. Aber auch in diesem Fall konnte das Etymologisieren eine gewisse Rolle spielen: oderwac, odrywac heißt abreißen, wasy heißt Schnurrbart.) Das Wappenbild der Familie Báthory zeigt in rotem Feld drei silberne „Drachenzähne“. Es war hier selbstverständlich, daß der Stammvater ein berühmter Drachentöter gewesen sein sollte.²³

Was den Hintergrund der fingierten Ahnenlegenden betrifft, hat Dr. Katalin Péter eine interessante Erscheinung beobachtet. Die Texte der Adelsbriefe verändern sich im 16. Jh. Man konnte bis dahin eine Nobilitation für eine Heldentat, für Tapferkeit auf dem Schlachtfeld, für eine Dienstleistung für den Herrscher, oder sogar nach den Verdiensten eines Verwandten bekommen. Jetzt treten andere Motivationen auf: Die Altherwürdigkeit, die uralte Abstammung der Familie verdient die Hebung in den Adelsstand.²⁴

Die berühmteste Karriere in Ungarn macht die Familie Esterházy.²⁵ János Esterházy, Sohn eines Kleinadeligen, wird am Ende des 16. Jh. zum Vizegespan des Preßburger Komitats ernannt. Sein Sohn, Miklós, erwirbt durch eine Ehe riesige Güter, später den Grafentitel, und am Ende seines Lebens bekleidet er das höchste weltliche Amt des Königreichs: Er wird Palatin. Sein Sohn, Pál, der ebenfalls zum Palatin erwählt wird, will schon ein Fürst des Hl. Römischen Reiches sein (was ihm natürlich auch gelingt), aber dazu müsse er schon „bessere“ Ahnen haben. Er beginnt also Genealogien zu schaffen: Eigenhändig führt er die Familie über nie existierte Estoras-Helden und „duces belli“, weiter über den Kapitän (d.h. Stammesfürst) Eörs und über den Fürst Árpád zum Hunnenkönig Attila, und dann

²¹ A. Zilahy Sebes: *A régi nagy Bethlen háznak új homályba érkezett szövétnéke* (Die in neue Dämmerung gelangene Fackel des alten großen Bethlen-Hauses), Klausenburg 1718. Zitiert durch I. Lukinich, *A bethleni gróf Bethlen család története* (Die Geschichte der Familie der Grafen Bethlen von Bethlen), Budapest 1927, S 1.

²² Miodońska, a.a.O., S. 80.

²³ I. Nagy, *Magyarország családai címekkel és nemzedékrendi táblákkal* (Die Familien Ungarns mit Wappen und Stammfolgentabellen), Bd. 1, Pest 1857, S. 216.

²⁴ K. Péter, *A magyar főúri politika fordulata a XVII. század derekán* (Die Wendung der ungarischen Aristokratenpolitik in der Mitte des 17. Jh.) (Diss.), Budapest 1972, S. 97.

²⁵ Über die beiden Esterházy s. S. Márki, *Esterházy Miklós nádor* (Palatin Miklós Esterházy), Budapest 1884, L. Merényi, *Herceg Esterházy Pál* (Fürst Pál Esterházy), Budapest 1895.

über Nimrod bis zu Noe, wovon die direkte Linie zu Adam führt. Diese Abstammung wird am 13. Juli 1677 vom Kaiser Leopold — aufgrund von sehr primitiv gefälschten mittelalterlichen Urkunden — bestätigt.²⁶ Dazu braucht man auch die Bilder der Ahnen, und Fürst Paul ließ diese ziemlich skrupellos machen. Vom früheren Palatin Ferenc Nádasdy wurde in Augsburg eine große, in Kupfer gestochene Reihe der ungarischen Fürste und Könige unter dem Titel „Mausoleum potentissimorum ac gloriosissimorum regum et primorum militantis Hungariae ducum“ bestellt. Auf den Befehl Paul Esterházy wurden diese Stiche mit neuen Inschriften versehen und als die legendären Urahnen der Esterházy unter dem Titel „Trophaeum nobilissimae ac antiquissimae domus Estorasiae“ ausgegeben.²⁷ Esterházy will den Stammbaum auch bildlich verewigen lassen: Nach seinen Plänen verfertigt der Kupferstecher Tobias Sadler einen riesigen Kupferstich, die „Arbor genealogica inclytae familiae Esterhazianae ab orbe condito usque ad annum Domini 1670“. Unten liegt der alte, bärtige Adam, ringsum die Schlösser und Burgen der Familie Esterházy. Der Stammbaum wächst aus der Seite des ersten Menschen. Wir kennen nicht nur die Vorlage dieses Kupferstiches, sondern eine großformatige Kopie in Öl, die sich heute in der Burg zu Forchtenstein (Fraknó) befindet.²⁸

Nachdenklich ist aber die Tatsache, daß nicht nur die „Neuankömmlinge“ der Aristokratie solche Stammbäume brauchten. Die schon erwähnte Familie Bethlen besitzt eine ganz ähnliche „Ahnentafel“. ²⁹ In der Burg Forchtenstein befindet sich ein Ölgemälde, das in gleicher Weise die Genealogie der Familie Batthyány darstellt. Diese Gattung ist allgemein verbreitet: Wenn nicht der Urvater der Menschheit daliegt, dann sind die legendären Protoplasten als Wurzel dargestellt. Die Familie Károlyi ließ den Johannes Kaplyon als orientalischen Greis abbilden,³⁰ die Familie Bánffy den comes Haholt, dessen imago clipeata die Abstammungs-urkunde ziert.³¹

Die Wurzel oder der Baum Jesse ist das Vorbild solcher Darstellungen, welche auf alttestamentische Vorbilder zurückgehen (Isaia 11, 1—2). Dazu knüpft sich die Genealogie Jesu nach Matthäus (Mt. 1,1 u. ff.) von Joseph über David und Jesaja bis Noe sowie nach Lukas (Lk. 3,23 u. ff.) bis Adam. Diese mittelalterliche Form der genealogischen Stammbäume kommt in der christlichen Ikonographie allgemein vor und wirkt auf die späteren genealogischen Vorstellungen determinierend. Sie wird noch im ausgehenden Mittelalter von den Bettelorden gern benützt: Sie schaffen ihre eigene „Ordensgenealogie“ nach dem Muster des ersten solchen Einblattdruckes „Rosarium beati Francisci“ (1484). Der Stamm des Baumes ist

²⁶ Archiv der Familie Esterházy, Magyar Országos Levéltár, P 108. Rep. 49. A 1, 6, 10. 18.

²⁷ Gy. Rózsa, *Magyar történetábrázolás a 17. században* (Ungarische Geschichtsdarstellung im 17. Jh.), Budapest 1973, S. 75.

²⁸ Magyar Országos Levéltár, P 108 Rep. 49. fasc. 315. B1—2.

²⁹ Archiv der Familie Bethlen. Magyar Országos Levéltár, P 55. fasc. 30. nr.36.

³⁰ Archiv der Familie Károlyi, Károlyi Levéltár, P 1512. Miscellanea fasc. 7.

³¹ Archiv der Familie Jankovics, Magyar Országos Levéltár, P 1288. fasc. 1. nr. 1.

selbst der hl. Franziskus; auf der Baumkrone befindet sich der Gekreuzigte, und die Äste tragen Früchte oder Rosen, die die damals bekannten Heiligen der franziskanischen Ordensgemeinschaften darstellen.³² Dieses ikonographische Vorbild übernehmen die Illustratoren der polnischen Chroniken am Anfang des 16. Jh.: So findet man die Abstammung der Jagellonen auf einem zweiseitigen Holzschnitt im „De vetustate Polonorum“ von Jodok Ludwig Decius (Krakau, 1521).³³

Die Heldentaten der Ahnen, die Ahnengalerie, kann nicht nur bildlich, sondern auch schriftlich dargestellt werden. Das literarische Idealbild des polnischen Ritters beschreibt Waclaw Kunicki in seinem Büchlein „Obraz szlachcica polskiego“, gedruckt in Krakau, im Jahre 1615.³⁴ In der zweiten Ausgabe des Buches findet man eine Holzschnittbeilage, die dieses Idealbild sogar zeigt. Text und Illustration entsprechen der damaligen polnischen Porträtmalerei. Es gibt aber auch andere literarische Gattungen, die Ahnengalerien enthalten: Es sind die Leichenpredigten und die Dedikationen der Bücher. Die hier geschilderten Protoplasten, Genealogien und Idealbilder sind sehr umfangreich und einer größeren Abhandlung würdig.

Die Ahnengalerie sowie auch die einzelnen Darstellungen dienen den kommenden Generationen als Vorbild, erinnern an die alte Abstammung und helfen damit im Kampf gegen die Heiden. Ein Bild und die dazugehörigen Verse ermuntern die Zeitgenossen und die Nachkömmlinge, so ist unter der Kontrafaktur eines kroatischen Adligen, Johannes Vojkfi, zu lesen:

Voikfius Ilyryus vojevoda celeberrimus heros
terror Turcarum, gloria gentis erat.
Posthumus hac proprium profert in imagine vultum,
major at in gestis exstat imago suis.³⁵

ANHANG

Die fiktive Abstammung der Fürsten und Grafen Esterházy.

Primes, Georgius: *Trauer- und Trost-Rede über den Thränenwürdigen Tod da Ihre Durchlaucht des Heil. Römischen Reichs Fürst Paulus Antonius Eszterházy de Gálantha . . . das Zeitliche geseegnet, und zu glorreichen Vorvätern beygesetzt worden in Eisenstadt bey einer Solennen Leich-Besingnuss den 21. Tag des Monaths Martii 1762. . . .* Oedenburg, gedruckt bey Johann Joseph Siess. Bogen B 1 verso, B 2 recto und verso.

Bevor ich in meiner Trauer- und Trost-Rede fortschreite, muß ich zu dessen Grund das Alterthum, die Verdienste, und den Ruhm dieses hohen Estorasischen

³² 800 Jahre Franz von Assisi (Ausstellungskat.), Krems-Stein 1982. 13/21.

³³ *Polen im Zeitalter der Jagellonen 1386—1572* (Ausstellungskat.), Schallaburg 1986, Kat.-nr. 456.

³⁴ T. Ulewicz, *Literacki portret Sarmatów*, in: *Seminaria Niedzickie* II. S. 35 ff. sowie T. 1.

³⁵ M. Schneider, *Portreti 16—18. stoljeća*, Zagreb 1982, S. 188, nr. 276.

Hauses kürzlich aufweisen, und zeigen von was Verdienst und Ruhm-vollen Vorv Vätern unser grosser Fürst abstamme. Das Alterthum ist zu allen Zeiten Ehrwürdig. Jederman verlanget die alte Überbleibsel von einen zerstörten Troja, oder zertrimmerten Carthago zu sehen, und begierdet sich menschlicher Fürwitz mehr das alte Röm unter der Erden, als das neue in den Liecht zu betrachten. Welche den Estorasischen Stammen-Baum gefliessener durchsehen, finden: daß von selben immer tapfere Helden entsprossen, deren einige schon die Waffen gebraucht zur Zeit, da unser Erlöser das menschliche Heyl in Mitte der Erden gewirket. Dieser edlste Stammen-Baum ware schon hoch als Atila, mit seinen Ruff die ganze Welt erschrocket, mit welchen sie zwar nach den Heldenmuth, nicht aber nach der Grausamkeit versipschaftet gewesen. Von dieser Zeit ist das Estorasische Geschlecht in ihren Glanz immer höher gestiegen; weilen sie immer fortgefahren ihre Grossthaten zu vermehren, welche schon vor Zeiten würdig waren in Ceder und Gold eingegraben zu werden. Wir werden in diesen Hauß Helden finden, welche von einen Meer zu den anderen gefochten aus Lieb der Gerechtigkeit, und von Auf- und Niedergang gestritten um die Billigkeit. Das geseegnete Reich deren Hunnen ware im Anfang nicht also mit Schutzmauren umrungen, daß es nicht von ihren Feinden frey konnte angefallen werden. Die Ungarische Crone fienge an öfters zu wanken, der Thron zu zitteren, das Reich zu sinken. Der starke Arm Estorasischer Helden hat die wankende Crone befestiget, den zitterenden Thron unterstützt, und das sinkende Reich aufrecht erhalten. Wir zehlen Helden, welche ehender ihr Leben verliehren, als ihren König, und das Königreich in der Gefahr verlassen wollten. Von diesen hohen Estorasischen Hauß sind unverzagte Helden ausgegangen, welche den Gewalt deren feindlichen Bulgaren gebrochen, Taurunum, anheut Belgrad mit Siegreichen Waffen dem Feind abgedrungen, einen großen Landstrich unter den König Salomon dem Ungarischen Reich zugewunnen. Dargegen ihr eigenes Blut vergossen, ihr Leben verlohren. Wie oft haben sie die grimmige Tartarn zerstreuet, die tolle Mußlmänner verjaget. Das ganze Vatterland in Ruhe gesetzt, und sind wenig Schlachten wider die Türken zu zehlen, in welchen nicht ein, oder anderer von denen Estorasischen Heldentod gestreckt, als eine Vormauer der Christenheit liegen geblieben, weßwegen sie mehrmalens als Väter des Vatterlandes Ruhmwürdigst ausgerufen worden. So unvergleichliche Großthaten, und nützlichste Dienste Estorasischer Helden nach Würde zu belohnen, wurden ihren Kaiserlich- und Königliche Prinzessinnen wie vor Zeiten Michol König Saulis Tochter einen beglückten David, zur Ehe übergeben. Dergleichen ware Honorii des Römischen Kaisers, Justiniani, Constantini, Caroli Magni etc. großer Kaiser, und Königen Cronenmäßige Töchter und Heldinnen, durch welche sich höchst bemeldte Welt-Monarchen mit dem getreuen Estorasischen Hauß in eine Verwandtschaft einzulassen gewürdiget haben. Es ware auch bey den königlichen Hof keine Ehrenstelle so hoch, welche sie nicht überstiegen, und keine Würde, welche sie nicht mit Ruhm begleitet hätten.

Endlichen im Jahr Christi neun hundert neun und sechzig wurde Estoras ein edler Spross Eursi des großen Heerführers in Ungarn mit einen himmlischen Strahlen erleuchtet, und mit Geiza den König, und allen Großen des Reichs von

einen Heil. Alberto Bischoffen, und Martyrer getauffet, im Heil. Tauf empfienge er den Nahmen Pauli, und sein voriger Nahm Estoras wurde ihm zum Zunahmen gelassen, welchen dieses hoch-edle Geschlecht bishero immer beybehalten. Bald nachdeme Estoras unter den Creutzfahnen gretreten, hat sich dieser hoch-edle Stamm in zwey Aeste getheilet. Diese haben sich von der Welt gesönderet, den geistlichen Stand angetreten, vor **Gott**, und die Religion zu streitten; jene haben Panzer und Harnisch ergriffen vor das Vatterland zu kämpfen, damit unter diesen hohen Geschlecht, wie unter denen Sternen am Firmament des Himmels ein Unterschied wäre. Nemlichen wie Moyses, und Aaron zwey Brüder, welche die Zierde des außerwählten Volk gewesen, deren einer als ein unerschrockener Held, und Heerführer selbtes wider ihre Feinde geschuetzt, der andere als ein hoher Priester das Rauchfaß gen Himmel geschwungen, um den Beystand **Gottes** hierzu zu erhalten. Dieses hoch-edle Estorasische Geschlecht zehlet annoch viele fromme Ordens-Persohnen beederley Geschlechts, es zehlet Abtten, Bischöf, und Erzbischöffe, welche, als so viel unbewegliche Säulen, die Kirchen **Gottes** auf Erden zu allen Zeiten unterstützt haben. Es zehlet noch mehrere weltliche Helden, welche wieder die Feinde **Gottes**, vor das Vatterland bishero ritterlich gestritten. Mit einem Wort, dieses hohe Hauss, ware immer eine fruchtbare Gebäherin solcher Helden, welche ihren starken Arm zum Nutz und Schutz des Vatterland glücklich ausgestreckt. Allein dieses ist nur ein kurzer Begriff Estorasischer Grossthaten, welche ansonsten ganze Bücher anfüllen, diese getreue Dienste zu krönen, haben viele Römische Kaiser, und Könige in Ungarn dem Estorasischen Geschlecht die herrlichste Freyheiten, donationes, und Privilegia ertheilet. (...)

ANTAL PIRNÁT
(Budapest)

GATTUNGEN DER HUMANISTISCHEN GESCHICHTSSCHREIBUNG HISTORIA ET COMMENTARIUM

Im II. Buch seines Werkes *De oratore* weist Cicero der Geschichtsschreibung einen Platz innerhalb der Kunst der Rhetorik zu. Hier steht auch der berühmte Satz, aus dem ein Teil als geflügeltes Wort bis zum heutigen Tag gebräuchlich ist: *Historia vero testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis, qua voce alia, nisi oratoris, immortalitati commendatur?* (II, 9, 36.) Etwas weiter unten erörtern die zwei Gesprächspartner, Q. Lutatius Catulus und Marcus Antonius, etwas ausführlicher die Regeln der Kunst der Geschichtsschreibung und zählen die griechischen Geschichtsschreiber auf, deren Werke als vorbildlich betrachtet werden können. Es wäre hier zu langwierig, den ganzen Absatz anzuführen (12,51—15,64), obwohl er von der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an den humanistischen Geschichtsschreibern als der wichtigste theoretische Text galt, dessen Vorschriften sie in die Praxis zu übertragen suchten. Cicero äußert sich ziemlich geringschätzig über die frühen römischen Geschichtsschreiber, die die Begebenheiten nur annalistisch aufzählen:

Age vero — inquit Antonius — qualis oratoris et quanti hominis in dicendo putas esse, historiam scribere?

Si ut Graeci scripserunt, summi — inquit Catulus — si ut nostri, nihil opus est oratore: satis est non esse mendacem.

Allerdings begann auch die griechische Geschichtsschreibung mit ähnlich primitiven Aufzeichnungen wie die der Römer, aber bereits Herodot veredelt sie zu einer Kunst. Jene römischen Geschichtsschreiber, welche — wie der ältere Cato, Fabius Pictor oder Piso — überzeugt waren, daß die höchste Tugend eines Geschichtsschreibers neben der Wahrheitsliebe eben die Knappheit ist, befanden sich im Irrtum. Und im allgemeinen ist der Hauptfehler der Römer gegenüber der Griechen gerade ihr Praktizismus:

Nemo enim studet eloquentiae nostrorum hominum, nisi ut in causis atque in foro eluceat: apud Graecos autem eloquentissimi homines, remoti a causis forensibus, quum ad caeteras res illustres, tum ad scribendam historiam maxime se applicaverunt.

Die großen griechischen Geschichtsschreiber — meint Cicero — bekleideten entweder kein Amt im öffentlichen Leben und hielten nie gerichtliche oder

politische Reden vor der Öffentlichkeit, oder aber sie schrieben ihre Geschichtswerke — wie z.B. Thukydides — in einer Periode ihres Lebens, wo sie sich bereits von der aktiven politischen Tätigkeit zurückgezogen hatten.

Die Geschichtsschreibung ist also für Cicero eine autonome literarische Tätigkeit, und das Studium der guten Geschichtsschreiber ist unabhängig von den aus ihren Werken gezogenen praktischen Lehren, eine reine Freude:

Atqui Catule — inquit Antonius —, non ego utilitatem aliquam ad dicendum aucupans horum libros et nonnullorum alios, sed delectationis caussa, quum est otium, legere soleo.

Ja mehr noch, in dieser Hinsicht sind die Geschichtsschreiber, eben weil sie mit den künstlerischen Mitteln der rhetorischen „narratio“ frei umgehen, wertvoller als die Fachgelehrten und Philosophen, die ihre Leser durch ihren wenig klaren Stil oft enttäuschen. Aber denselben Vorteil genießt die Geschichtsschreibung auch gegenüber der Dichtkunst (poetas omnino, quasi alia quadam lingua locutos, non conor attingere).

An der erwähnten Stelle spricht Cicero also über zwei Typen der Geschichtsschreibung. Der eine ist die primitive *Annalistik*, der andere die anspruchsvolle *Historiographie*, welche sich nicht mehr damit begnügt, die Geschehnisse chronologisch festzuhalten, sondern bestrebt ist, den Schauplatz, die handelnden Personen und ihre Beweggründe mit den künstlerischen Mitteln der rhetorischen Narration den Lesern zu veranschaulichen.

Als Cicero sein *De oratore* schrieb, war Livius noch ein Kind. Und doch waren es gerade Ciceros theoretische Erörterungen, welche Livius' unübertroffenen literarischen Ruhm bei der Nachwelt begründen sollten. Livius war nämlich der erste lateinisch schreibende Historiker, dessen Werke jenen künstlerischen Forderungen entsprachen, die Cicero der Gattung „historia“ gegenüber in den angeführten Kapiteln des *De oratore* gestellt hatte.

Außer den Chroniken, Annalen der Urzeit und der von berufsmäßigen Geschichtsschreibern gepflegten historia gab es in der Geschichtsschreibung noch eine Gattung, die von Cicero in *De oratore* nicht erwähnt wird, obwohl sie nebst zahlreichen hervorragenden zeitgenössischen Politikern auch von Cicero selbst kultiviert wurde. Aus einem an Atticus adressierten Brief von Cicero erfahren wir, daß der große Redner die Geschichte seines eigenen Konsulates in mehreren Varianten geschildert hat (ad Att. I, 19, 8.):

Commentarium Consulatus mei Graece compositum misi ad te — und er bittet seinen in Athen lebenden Freund, die sprachlichen und stilistischen Fehler, die er im Text findet, zu verbessern. Dann fährt er folgendermaßen fort:

Latinum si perfecero, ad te mittam. Tertium poema expectato, ne quod genus a me ipso laudis meae praetermittatur. Da wir wissen, daß er das Gedicht verfaßt hat (man wünscht, er hätte es nicht getan, da sein maßloser oder eher verzweifelter Selbstlob seiner eigenen Popularität mehr geschadet als gedient hat: Vier Jahre nach dem Ablauf seines Konsulats gewannen seine Feinde dermaßen die Oberhand, daß der ehemalige Konsul wegen der gesetzeswidrigen Hinrichtung von Catilinas

Verbündeten zur Verbannung verurteilt wurde), haben wir keinen Grund anzunehmen, daß er eben die lateinische Prosa-Version nicht verfaßt hatte.

Ciceros griechischer und lateinischer Kommentar ist ebenso wie die anderen Politiker-Memoiren der letzten unruhigen Jahrzehnte der römischen Republik verlorengegangen. Als klassische Beispiele der Gattung sind hingegen die für die Öffentlichkeit bestimmten und der Öffentlichkeit vorgelegten Aufzeichnungen erhalten geblieben, die Caesar über seine ruhmreichen Feldzüge verfaßt hat, nämlich die *Commentariorum de bello Gallico libri VII* und die *Commentariorum de bello civili libri III*. Und wir kennen auch Ciceros Meinung über Caesars Geschichtswerke.

Das angeführte Werk *De oratore* wird gleichsam fortgesetzt in dem Dialog, das den Titel *Brutus, sive de claris oratoribus* trägt. Er enthält die Geschichte der römischen Rhetorik und eine Wertung aller Zeitgenossen, die Ciceros Meinung nach in dieser Kunst etwas Erwähnenswertes zustande gebracht haben. Caesars Reden werden im Dialog von Atticus besprochen, dann übernimmt der Titelheld Brutus das Wort:

Orationes quidem eius mihi vehementer probantur, complures autem legi. Atque etiam *commentarios* quosdam scripsit rerum suarum; valde quidem, inquam, probandos: nudi enim sunt, recti et venusti, omni ornatu orationis, tamquam veste detracta. Sed dum voluit alios habere parata, unde sumerent, qui vellent scribere historiam: ineptis gratum fortasse fecit, qui volent illa calamistris inurere: sanos quidem homines a scribendo deterruit. Nihil enim est in historia pura et illustri brevitate dulcius (75, 262).

Der Ausdruck „calamistris inurere“ (mit dem Brenneisen kräuseln) benötigt vielleicht eine Erklärung. Cicero — vor allem der bejahrte Cicero — schätzte die gewählte Einfachheit überaus hoch. In seiner *Orator* betitelten Abhandlung vergleicht er die Schönheit des „stilus tenuis“ mit jener der Frauen, die ohne Schmuck und Schminke, ohne die Kunstgriffe der Haar- und Hautpflege das Auge entzücken: Nam ut mulieres esse dicuntur nonnullae inornatae, quas id ipsum deceat: sic haec subtilis oratio etiam incompta delectat. Fit enim quiddam in utroque, quo sit venustius, sed non ut appareat. Tum removebitur omnis insignis ornatus, quasi margaritarum; ne calamistri quidem adhibebuntur. Fucati vero medicamenta candoris et ruboris omnia repelluntur: elegantia et munditia remanebit. Sermo purus erit et Latinus: dilucide planeque dicetur: quid deceat, circumspicietur. (*Orator*, 23—78—79.)

Atticus, der treue Freund, tat sein Bestes, um Ciceros Selbstverteidigungsversuch zu unterstützen, als sich die allgemeine Meinung gegen den gewesenen Konsul wendete, und schrieb ebenfalls eine Geschichte des Konsulats seines Freundes. Obwohl Atticus selbst in der Politik keine aktive Rolle spielte, war er immerhin Zeuge der Ereignisse und verkehrte mit den führenden politischen Persönlichkeiten. So wurde Atticus' Werk von den Zeitgenossen ebenfalls zur Gattung der *commentarii* gerechnet.

Der Erhalt des Werkes von Atticus wird von Cicero mit folgenden Worten bestätigt:

„... ich habe Deinen Brief und die griechisch geschriebenen Kommentare zu meinem Konsulat erhalten. Ich freute mich, daß ich Dir mein eigenes, ebenfalls griechisch verfaßtes Buch über denselben Gegenstand durch L. Cossinius schon eine Zeit davor zugeschickt hatte. Denn wenn ich Deines früher gelesen hätte, könntest Du mich des Diebstahls bezichtigen. Obwohl Dein Schreiben, das ich mit Freuden gelesen habe, mich etwas kraus und ungekämmt anmutet, ist es doch schön, eben weil es jedwelchen Schönheitsmittels bar ist, und wie die Frauen, gerade darum angenehm duftet, weil es keine Riechwaren zu benützen scheint.“ (ad Att. II I,1)

Die strenge Objektivität, die Caesars Beispiel nach auch darin zum Ausdruck kommt, daß der Verfasser von sich selbst immer in der 3. Person schreibt sowie der bewußte Verzicht auf die effektvollen rhetorischen Mittel, sind, meint Cicero, wesentliche Bestandteile der Gattung der *commentarii*. *Historia* und *commentarii* ergänzen einander. Der aktive Politiker oder Feldherr schreibt Kommentare zu seiner eigenen Tätigkeit oder berichtet von seinen eigenen Erfahrungen, und zwar mit dem ausdrücklichen Wunsch, dem Geschichtsschreiber Daten zu liefern. Der berufsmäßige Geschichtsschreiber aber, der von der öffentlichen Tätigkeit zurückgezogen arbeitet, benützt vor allem geschriebene Quellen, und neben der Sammlung vertrauenswürdiger Angaben ist seine wichtigste Aufgabe, die den Quellen entnommenen Fakten, entsprechend zusammengestellt, dem Leser anschaulich vor Augen zu führen. Die Frage, ob der Geschichtsschreiber das Recht hat, fiktive Reden in den Mund historischer Personen zu legen, erhebt sich für Cicero überhaupt nicht. Wenn die *sermocinatio* (*prosopopoeia*) ein anerkanntes Mittel der rhetorischen Charakterisierung ist, steht es natürlich auch dem Geschichtsschreiber frei, sich ihrer zu bedienen. Cicero erachtet es nicht einmal für notwendig, darauf näher einzugehen und begnügt sich, damit zu erklären, daß der Geschichtsschreiber die Absichten und den Charakter der die Geschichte lenkenden Personen zu beschreiben habe.

Auch darin scheint er nichts Widersprüchliches zu fühlen, daß er in seinem Gedankengang über die Gattung der *historia* erklärt hatte, daß der vom Geschichtsschreiber gewünschte Stil *fusum et tractum* ist (= breit und ruhig fließend) (De oratore, II, 15, 64), Caesars *Commentarii* lobend aber schrieb: *nihil est in historia pura et illustri brevitae dulcius*. Innerhalb der Geschichtsschreibung als *genus* nimmt Cicero also anscheinend zwei verschiedene Gattungen (*species*) an, deren jede selbstverständlich ihre stilistischen Eigenheiten besitzt. Daß ein Kommentar so *tadellos* gelingt wie jener von Caesar, ist offensichtlich ein Ausnahmefall. Von der *Tadellosigkeit* seiner eigenen Kommentare war Cicero keineswegs so fest überzeugt, wenngleich er an der Erinnerungsschrift über sein Konsulat auch im Exil weiter arbeitete. Seine Korrespondenz bezeugt, daß er unmittelbar nach der Rückkehr aus dem Exil versucht hat, von einem seiner Zeitgenossen, namens L. Luceius, die Geschichte seiner eigenen politischen Laufbahn in Form einer regelrechten *historia* verfassen zu lassen (ad div. V, 12.).

Die Neuentdeckung der Werke von Cicero und Livius gehört zu den überwältigenden literarischen Erlebnissen der ersten Humanistengeneration. Das Andenken von Caesar, dem legendären Gründer des römischen Kaiserreiches, war

auch im Mittelalter von einer fast religiösen Ehrfurcht umgeben, so daß seine historische Gestalt nicht neu entdeckt werden mußte. Neu war aber der Umstand, daß dieser legendäre Gründer des Imperiums auch als auctor als Beispiel diente, dem man folgen mußte und konnte, und diese Entdeckung war dem Studium des Cicero und der Wiederbelebung der rhetorischen Kultur zu verdanken. Fügen wir noch hinzu: Caesars historische Größe machte die mechanische Nachahmung seiner Werke beinahe unmöglich, und so wirkte sein Beispiel befreiend. Es bewies, daß die einfache, klare, objektive Ausdrucksweise nicht minderwertiger ist als das *sublime genus dicendi* und die höchsten weltlichen und kirchlichen Würdenträger sich ihrer nicht zu schämen brauchten.

Bei den Gründern der humanistischen Geschichtsschreibung wirken diese zwei Ausdrucksformen zusammen auf Leonardo Bruni; der Kanzler der florentinischen Republik zwischen 1427 und 1444 schrieb die Geschichte von Florenz von der Gründung bis zu seiner eigenen Epoche nach dem Beispiel des Livius (*Historia Florentini populi*). Die Ereignisse jener Jahrzehnte, in denen er selbst eine aktive Rolle im politischen Leben spielte, sind in dem Werk *Commentarii sui temporis* geschildert. Bruni war freilich kein Caesar, er führte keine ruhmreichen Feldzüge. Als Leiter der Kanzlei hatte er jedoch Einblick in alle innen- und außenpolitischen Fragen. Sein Kommentar erlaubt es dem Leser, sich ein Bild von der zeitgenössischen politischen Geschichte in Italien zu machen.¹

Noch anschaulicher ist vielleicht das Beispiel von Enea Silvio Piccolomini. Solange er als wandernder Humanist im Dienst von vornehmen weltlichen und kirchlichen Repräsentanten stand, schrieb er Historien.² Vom Augenblick an, wo er 1458 zum Papst erwählt worden war, schuf er ein einziges monumentales Werk, nämlich die *Commentarii rerum memorabilium quae temporibus suis contigerunt*.³

Das erste der zwölf Bücher, aus welchen das Werk besteht, schildert das Leben des Verfassers von seiner Geburt bis zu seiner Erwählung zum Papst, die weiteren elf Bücher aber die ungefähr 5 1/2 Jahre seines Papsttums. Als Papst fühlt er sich berufen, eine weltgeschichtliche Aufgabe zu vollbringen, nämlich die Kräfte der christlichen Welt zu vereinigen und Konstantinopel von den Türken zu befreien. Wie Caesar spricht er ebenfalls mit einer gekonnten Einfachheit in der dritten Person von sich selbst. Der Zweck des Werkes ist eben, die objektiven Beweise dieses subjektiven Sendungsbewußtseins den Lesern vor Augen zu führen.

Das nächste Beispiel ist ein Jahrhundert jünger und stammt aus Osteuropa. Ferenc Forgách,⁴ Sohn einer der vornehmsten ungarischen aristokratischen

¹ A. Muratori, *Rerum Italicarum Scriptores*, tom. XIX; Die neueren Ausgaben der „*Commentarii*“: E. Santini, Città di Castello, 1914; L. Fanti, Bologna 1926.

² *Historia Bohemica, Historia rerum Friderici III. imperatoris*; in: Aeneae Sylvii Piccolominei, *postea Pii II. papae opera geographica et historica*, Helmstadii, 1699.

³ Enea Silvio Piccolomini, *papa Pio II. I Commentarii*, edizione con testo a fronte, note e indici, a cura di L. Totaro, Milano, 1984; und *Pii II. Commentarii editi ab A. van Heck*, Studi e Tesi 312—313, Città del Vaticano, 1984.

⁴ E. Bartoniek, *Fejezetek a XVI—XVII. századi magyarországi történetírás történetéből* (Kapitel aus der Geschichte der ungarischen Geschichtsschreibung im 16.—17. Jahrhundert), Budapest 1975, S. 222 ff., 252 ff.

Familien, trat nach seinen in Padua verbrachten Studienjahren im Jahre 1556 in den Dienst von Ferdinand von Habsburg. Im selben Jahr wurde er zum Bischof von Várada (Großwardein) ernannt. Seine Diözese konnte er jedoch nie in Besitz nehmen, da diese im östlichen Teil des dreifach gespaltenen Königreichs Ungarn lag, welches in diesen Jahrzehnten unter der Regierung der Familie Szapolyai im Begriff war, ein selbstständiger Staat zu werden. Forgách war bis 1567 in Wien bzw. in Westungarn an der königlichen ungarischen Kanzlei angestellt. Mittlerweile erlebte er sowohl durch die Kirche als auch durch die Ungarnpolitik der Habsburger tiefe Enttäuschungen. Indem er die Ursache des Zerfalls des mittelalterlichen ungarischen Staates und den tieferen Grund seiner persönlichen politischen Enttäuschungen zu ermitteln suchte, wurde er zum Geschichtsschreiber. 1567 emigriert er nach Venedig, siedelt aber von dort bald nach Siebenbürgen. Im Jahre 1571 wird sein Verwandter, István Báthory, zum Fürsten von Siebenbürgen ernannt und Forgách selbst zum Kanzler. Er glaubt, nun endlich die Möglichkeit zu haben, seine schriftstellerischen Pläne zu verwirklichen, aber dazu braucht er einen kundigen Mitarbeiter. Seine Wahl fällt auf den nach Lyon verbannten Historiker Gian Michele Bruto. Schon im nächsten Jahr nimmt Bruto die Einladung von Forgách an und macht sich auf den Weg nach Siebenbürgen, kommt jedoch nur bis Westungarn. Eine Reise durch Ungarn in diesen Jahren scheint ein ziemlich riskantes Unterfangen gewesen zu sein, obwohl formell Frieden herrschte. Die Briefe von Forgách kennen wir nicht, nur die Antwortschreiben von Bruto, welche er in seine 1583 herausgegebene Briefsammlung aufnahm.⁵ Nachdem Bruto aus Westungarn heimgekehrt war, und Forgách vermutlich öfters auf sein Kommen drang, schrieb ihm der venezianische Geschichtsschreiber, gleichsam zur Versöhnung unter anderem folgendes:

Meo adventui praecurram libris mittendis, sperem meam tibi operam me probaturum. Habeo in manibus Caesaris *Commentarios*, multis a me animadversionibus emendatos, quibus istum volumen accedet, in quo certo ordine politissimi scriptoris voces phrasesque omnes, tum quod permagni faciendum est, rerum omnium descriptiones in locos communes redactae habebuntur (zitiert in Bartoniek, 240).

Bruto wußte also genau, was für eine Gattung der Geschichtsschreibung der Kanzler von Siebenbürgen ins Auge gefaßt hatte, und versprach ihm die dazu notwendigen stilistischen Hilfsmittel zu senden.

Die geplante Zusammenarbeit zwischen Forgách und Bruto kam jedoch nicht zustande. Als Bruto im Februar 1574 endlich in Siebenbürgen ankam, mußte Forgách in einer diplomatischen Mission nach Polen und anschließend nach Frankreich reisen, dann, im Jahre 1575 legte er das Kanzleramt nieder und zog sich nach Padua zurück, wo der bis zu seinem im Januar 1577 erfolgten Tode an dem Werk *Commentarii de rebus Hungaricis* arbeitete. Es handelte sich darin um die

⁵ E. Bartoniek, a.a.O., S. 225, 239 f., 252.

ungarische Geschichte in der Periode zwischen 1551 und 1572, einer Zeit also, in der er selber aktiv am Zeitgeschehen mitwirkte oder wenigstens unmittelbarer Zeuge der Ereignisse gewesen war.⁶

Bruto trat in den Dienst von István Báthory — vermutlich war er von Forgách empfohlen worden — und bekam als dessen Hofgeschichtsschreiber die Aufgabe, als Fortsetzung von Bonfinis *Rerum Ungaricarum Decades* die Geschichte Ungarns von 1490 bis ungefähr 1571 zu verfassen.⁷ Nachdem Báthory 1575 zum König von Polen gewählt wurde, begleitete Bruto seinen Herrn nach Polen, wo er weiter als Hofgeschichtsschreiber an der Geschichte Ungarns arbeitete. Das von Báthory bestellte Werk war 1582 im großen und ganzen fertiggestellt, und Anfang 1583 verhandelte man bereits über seine Veröffentlichung, als unerwartet Schwierigkeiten entstanden, auf die man nicht vorbereitet war. Aus politischen Gründen sah sich István Báthory gezwungen, darauf zu bestehen, daß das von seinem Hofgeschichtsschreiber verfaßte Werk mit der Genehmigung der katholischen Kirche erscheine. Der päpstliche Nuntius jedoch erhob schwerwiegende Einwände sowohl gegen die Person des Verfassers als auch gegen den Inhalt des Werkes. Bruto war augustinischer Mönch gewesen, hatte aber das Kloster verlassen und geheiratet, und hatte aus Italien, der Ketzerei beschuldigt, fliehen müssen. Was seine ungarische Geschichte betrifft, so wurde darin — den Direktiven von Báthory entsprechend — der Meinung Ausdruck gegeben, daß die Erwählung von János Szapolyai zum König von Ungarn im Jahre 1526 ein rechtmäßiger Akt gewesen war, mit anderen Worten, daß Ferdinand von Habsburg und seine Nachkommen in Ungarn als Usurpatoren gelten. Die Kirche konnte die Erscheinung des Werkes nicht genehmigen, nicht einmal, wenn der Verfasser sich bekehrte oder sein Name verschwiegen wurde, weil dies eine Provokation der Habsburger gewesen wäre.⁸

In dieser heiklen Situation schrieb Bruto seine Abhandlung *De historiae laudibus sive de certa via et ratione, qua sunt rerum scriptores legendi*, die er mit einer

⁶ *Monumenta Hungariae Historica, Scriptores*, tom. 16, Pest 1866.

⁷ *Monumenta Hungariae Historica, Scriptores*, tom 12—14, Budapest 1876. Die im 19. Jahrhundert herausgegebenen Bruchstücke des Werkes enthalten nur die Geschichte der Jahre 1490—1552, also ungefähr die Hälfte des Textes ist verlorengegangen.

⁸ Der König bat um die Meinung des Jesuiten Antonio Possevino. Possevino meldete darüber folgendes:

„Il re mi dimandò il mio parere circa l'istoria di Transilvania, la quale egli fa scrivere dal Bruto. Rispuosi dunque, che per rispetto della persona del Bruto il quale io molti anni conoscevo, quell'istoria sarebbe prohibita a leggersi di catolici, et nell'imperio forse anco si prohibira per scuoprire cose, che quei dell'Imperatore non giudicheranno essere conformi a quelle, che gia hanno procurato che si stampino. Quanto alle cose poi inserite in quell'istoria et contra Clemente VII. et contra altri, si vedeva che questa, oltre altre imperfettioni, le derogherebbe appresso i buoni molta fede“. (Possevino an Kardinal Ptolomeo Gallio, 17. April 1583, in: L. Lukács, *Monumenta Antiqua Hungariae*, Tom. II, S. 464 ff.) Die Berichte des Nunzius aus den Jahren 1581—1585 zitiert V. Fraknói, Brutus Mihály, Báthory István udvari történetírója (Michael Brutus, Hofhistoriker des Stephan Báthory), *Századok XXI* (1887), S. 793 ff. Fraknói hat unter den Schriften der polnischen Nunziatur einen gedruckten Bogen mit dem Text der von Brutus geschriebenen *Ungarischen Geschichte* gefunden, aber das Buch wurde schließlich nicht herausgegeben.

Sammlung seiner Briefe 1583 in Krakau in Druck gab.⁹ In der István Báthory gewidmeten Abhandlung nimmt die Frage der Freiheit und der Wahrheit der Geschichtsschreibung einen zentralen Platz ein. Der Geschichtsschreiber — sagt Bruto — muß vor allem wahrheitsgetreu und unvoreingenommen schildern, was unter tyrannischen Herrschern eine Sache der Unmöglichkeit ist. Báthory aber gehört nicht zu diesen. Auch der König Matthias hatte weise gehandelt, als er das Verfassen der ungarischen Geschichte dem Italiener Bonfini anvertraute. In den Streitigkeiten der benachbarten Nationen kann nämlich nur ein Fremder objektiv urteilen. Obwohl Bonfini auch nicht ganz von der Sünde der Schmeichelei freigesprochen werden kann. Hatte er ja für die Familie Hunyadi eine ganz offenbar falsche Genealogie konstruiert. István Báthory verlangt so etwas nicht.

In *De historiae laudibus* werden alle *comentarii* aufgezählt, welche Báthory zur Abfassung der ungarischen Geschichte Bruto zur Verfügung gestellt hatte. An erster Stelle steht das Werk von Ferenc Forgách.

Auf die Anklage wegen Ketzerei geht Bruto überhaupt nicht ein, umso lebhafter protestiert er gegen die Kritik seines Stiles. Darin stützt er sich ausschließlich auf Ciceros theoretische Ausführungen im *De oratore* und auf das praktische Beispiel von Livius. Zweifellos kennt er Ciceros Lob auf Caesars *Commentarii*, denn stellenweise führt er Ciceros entsprechende Sätze fast wortwörtlich an:

Nam si ita angustis finibus placet historiam definiri, ut *nudae res* narrentur, et ut sunt, recte et cum laude, vel foede ac flagitiose gestae, nec Graeca historia Herodoto, Thucydide, Xenophonte, summis hominibus, nec Romana Sallustio aut Livio aut Halicarnasseo indigeat. (p. 103).

Er scheint sogar von Ciceros Lieblingsvergleich über die schönen Frauen, die keine Kosmetik benutzen, Gebrauch zu machen:

Sit inculca, horrida, non perpolita scribendi elegantia, careat omnibus orationis luminibus, fuco atque ornamentis artis omnibus: ita placebit tamen varietate et vicissitudine rerum ac temporum, quae scribenti certa argumenta subiiciuntur, ut matrona delectat, quae praeter formae bonum et naturale decus nihil ab arte habet, quo ostentet (p. 87).

Bei ihm bezieht sich dies alles nur auf die Schönheit der Wahrheit; auf dem Gebiet des Stils kann sich die gedrängte und einfache Ausdrucksform niemals mit dem Ruhm des prunkvollen und gehobenen (sublimis, ornatus) und natürlich dementsprechend breit fließenden Stils messen.

Wenn wir mit unserem heutigen Geschmack den Stil der *Commentarii* von Forgách mit der *Historia* von Brutus vergleichen, müssen wir unbedingt Cicero recht geben, der aber die Menschen lächelt, die jeden Satz „mit dem Brenneisen gekräuselt“ sehen wollen. Und dabei beruft sich auch Bruto fast in jedem Satz auf Cicero!

⁹ Den Text hat Ferenc Toldy gekürzt mit den Fragmenten der ungarischen Geschichte wieder herausgegeben: *Monumenta Hungariae Historica, Scriptores*, Bd. 12, S. LXXXVII—CIX.

ÁGNES RITOÓK-SZALAY
(Budapest)

DER KULT DER RÖMISCHEN EPIGRAPHIK IN UNGARN ZUR ZEIT DER RENAISSANCE

Das Sammeln der inschriftlichen Denkmäler der Antike ist so alt wie die Aktivität der Humanisten in der Erforschung klassischer Texte. Dabei wurde das Material Italiens schon von Ciriaco d'Ancona mit Funden aus der griechischen Inselwelt und aus Byzanz bereichert. In gleicher Richtung, wie sich die Grenzen des Reiches gegen Osten oder das Innere des europäischen Kontinents ausgedehnt hatten, gingen die Sammler den Spuren der Legionen nach, um römische Kulturdenkmäler aufzuspüren. Sie betrachteten diese Tätigkeit als eine Mission, eine Arbeit, die alles, was „Zeit und menschliche Indolenz Tag für Tag vernichtet“, schriftlich überliefert und dadurch unvergänglich werden läßt.¹

Seit den Forschungen Theodor Mommsens wissen wir, daß die zweite Generation der Inschriftensammler im letzten Drittel des 15. Jh. — zur Zeit von Matthias Corvinus — bis Pannonien und Dazien vorgedrungen war. Mommsen hat bei den Vorarbeiten zu seinem *Corpus Inscriptionum Latinarum* auch sämtliche damals bekannten handgeschriebenen Sammlungen überprüft und dieses Material, eingereiht in die noch vorhandenen Inschriften, nach gründlicher Durchforschung publiziert. In seinem das pannonische Material behandelnden Band steht an der Spitze der angegebenen Quellen, als Ergebnis dieser kritischen Untersuchung, ein gewisser „Antiquus“, den Mommsen für den ersten Inschriftensammler auf pannonischem Boden hält. Er erwähnt als Sammler noch Francesco Giustiniani aus Venedig, Antonio Bonfini, ferner aufgrund von nicht ganz sicheren Quellen, Bartolommeo Fonzio.²

Die Inschriftensammler der Humanistenzeit haben damit das Ziel, das sie sich setzten, erreicht: Sie haben die Denkmäler des Altertums der Nachwelt gerettet, ihre Kopien, von seitdem verloren gegangenen oder damals noch in besserem Zustand erhaltenen Inschriften sind zu Gegenständen der wissenschaftlichen Forschung geworden. Unbekannt sind dagegen — mit Ausnahme des einzigen Bonfinis — die

¹ R. Weiss, *The Renaissance Discovery of Classical Antiquity*, Oxford 1973; G. Voigt, *Die Wiederbelebung des classischen Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus*, Bd. I, Berlin 1880², S. 268—288.

² CIL III S. 153, 413, 1373.

Sammler selbst geblieben, die im 15. Jh. Inschriften von Pannonien und Dazien gesammelt hatten. Die Archäologie machte also das gesammelte Material nutzbar, die Humanismusforschung blieb aber einer Klärung ihrer Tätigkeit schuldig. Etwas von dieser Schuld zu tilgen, ist die Absicht meines Vortrages.

Nach unseren heutigen Kenntnissen stammt die erste Sammlung pannonischer Inschriften von Francesco Giustiniani. Er war als besonderer Gesandte der Republik Venedig zur Krönung des Matthias im Frühling 1464 nach Ungarn geschickt worden. Er brachte zwei güldene Gewebe als Geschenk der Republik für den König mit, ferner 60.000 Gulden, die zum geplanten großen Feldzug gegen die Türken bewilligt worden waren. Der König wurde am Palmsonntag, am 25. März, in Stuhlweißenburg gekrönt, und Giustiniani sollte sechs bis acht Tage nach der Krönung heimkehren. Er verweilte dagegen noch im Juni, d.h. nach drei Monaten, in Ungarn, wenn auch nicht freiwillig, denn er war von der Wache des südlichen Grenzgebietes verhaftet worden. Die Verlängerung seines Außendienstes geschah also nicht eigenwillig, denn es wurde von Venedig ein zweiter Gesandter geschickt, um den „verunglückten“ Diplomaten zu befreien. Das alles ist aus dem Brief des Königs an den Doge bekannt, ferner noch, daß der Gesandte inzwischen freigelassen worden war und auch seine in Beschlag genommenen Sachen zurückbekommen hatte. Wie das kam, ist nicht schwer zu erraten.³

Die Giustinianis bekleideten in Venedig jahrhundertlang hohe weltliche und kirchliche Würden. Francesco Giustiniani leistete mehrere Jahre lang diplomatischen Dienst am burgundischen Hof. Eine der großen Hoffnungen des Zusammenschlusses gegen die Türken war, wie bekannt, gerade Philipp, Fürst von Burgund, Giustiniani dürfte daher wohl ein Spezialist dieser Angelegenheit im venezianischen diplomatischen Korps gewesen sein. Deshalb war er mit der Übergabe der 60.000 Gulden beauftragt worden und in einer weiteren oder geheimen Anweisung auch damit, daß er sich im Grenzgebiet ein wenig umschauchen soll, wofür eigentlich das Gold der Republik verwendet wird. Giustiniani leistete auch dieser Anweisung Folge und besichtigte auch, wie wir bald sehen werden, die Burg von Nándorfehérvár (Belgrad) sehr gründlich. Der Gesandte war aber ein gebildeter Humanist. Wir kennen die von ihm während seiner Dienstzeit in Brügge abgeschriebenen Handschriften: die von Leonardo Bruni angefertigte lateinische Übersetzung der Nikomachischen Ethik des Aristoteles und die lateinische Version der Phalaris-Briefe von Aretino.⁴ Neben den Handschriften sammelte er aber auch die lateinischen Inschriften des Altertums. Dieser Leidenschaft huldigte er gerade in Nándorfehérvár.

Man muß nicht besonders viel Phantasie aufbringen, um sich vorzustellen, was geschah. Gegenüber dem in einem militärischen Gebiet in sein Skizzenbuch

³ I. Nagy—A. Nyáry (Hrsg.), Magyar diplomáciai emlékek Mátyás király korából (Ungarische diplomatische Denkmäler aus der Zeit des Königs Matthias), in: *Monumenta Hungariae Historica*, IV, Bd. I, Budapest 1875, S. 268—273, 276, 279; V. Fraknói (Hrsg.), *Mátyás király levelei* (Briefe des Königs Matthias), Bd. I, Budapest 1893, S. 50—51.

⁴ P. O. Kristeller, *Iter Italicum*, London/Leiden 1963, Bd. I, S. 343, 1967, Bd. II, S. 43.

zeichnenden und Aufzeichnungen machenden Ausländer tat die Wache ihre Pflicht. So kam es zu dem Zwischenfall, den der König in seinem höflichen, aber nicht ganz ohne Spitze geschriebenen Brief mehrmals bedauerte, wobei er zugleich aber auch das Mißtrauen der Republik etwas mehr zu beanstanden scheint, als es die Sache eigentlich verdient hätte. Wir können anhand dieses scheinbar unbedeutenden Ereignisses in ein kompliziertes, getarntes diplomatisches Manöver Einblick gewinnen. Der erfahrene Diplomat der Republik arbeitete mit ausgefeilten Methoden. Matthias erlernte ebenfalls, wie aus seinem Brief ersichtlich, die neue Rolle, nur vom Befehlshaber der Grenzwache war nicht zu erwarten, daß er wisse, was der Unterschied zwischen einem seinen Auftrag ausführenden Humanisten-Diplomaten und einem gemeinen Spion ist. Durch den Eingriff des Königs wurde Giustiniani schließlich freigelassen und bekam auch seine Sachen, unter anderem sein Skizzbuch zurück, welches bis heute erhalten geblieben und in Modena, in der Muratorischen Sammlung aufbewahrt ist.⁵

Seine Aufzeichnungen beweisen, daß er an den Krönungsfeierlichkeiten teilnahm, denn er schrieb in Stuhlweißenburg die Inschrift eines römischen Sarkophags ab.⁶ Er durchwanderte das Ruinenfeld bei Tétény, wo er zwei Altarsteine abzeichnete.⁷ In der Burg von Buda war damals bereits im Fußboden der Magdalenenkirche derjenige Grabstein eingebaut, welchen nach Giustiniani noch viele gesehen haben. Zum Brunnen der Stadt gehörte ein Sarkophag als Wasserspeicher, dessen beiderseitige Inschriften er sorgfältig abschrieb. Im Garten des Franziskaner-Klosters fand er sogar drei Steine und entdeckte auch außerhalb der Stadtmauer römische Inschriften in Mauern von Kirchen oder als Eckstein. Er erwähnt die Trinitätskirche, die Jakobus-Kirche, ferner die Michaelis-Kirche auf der Insel bei Óbuda. Er schrieb einige Steine auch bei Fehéregyház, bei einer Quelle im Garten der Kirche ab.⁸ Seine pannonische Sammlung schloß er mit der sehr sorgfältigen Abschrift von drei Steinen in Nándorfehérvár ab.⁹ Bei der Abschrift von einer dieser Inschriften, einer Grabinschrift, die zwar lang, aber in sehr schlechtem Zustand erhalten war, verfuhr er so sorgfältig, daß die Inschrift von Mommsen lückenlos rekonstruiert werden konnte. Sein Material gelangte nach seiner Heimkehr nicht in das von Ciriaco d'Ancona begonnene Corpus der Inschriften, erst Muratori nahm es in seine Sammlung auf.¹⁰ Muratori gruppierte jedoch sein Material, wie bekannt, nach Themen, und die wenigen pannonischen Inschriften blieben so in den vier Foliobänden fast unbemerkbar. Die kleine Giustinianische Sammlung (19 Steine) konnte freilich auch bei Mommsen nicht zusammenbleiben: Alle Inschriften wurden dem System des Bandes gemäß

⁵ CIL III S. 413.

⁶ CIL III 3354.

⁷ CIL III 3388, 3393.

⁸ CIL III 3461, 3477, 3482, 3489, 3518, 3523, 3556, 3558, 3567, 3583, 3596, 3611, 3706.

⁹ CIL III 1663, 1664, 1665.

¹⁰ L. A. Muratori, *Novus thesaurus veterum inscriptionum in praecipuis earundem collectionibus hactenus praetermissarum*, Tom. I—IV, Mediolani 1739—1742.

eingereicht. Die erste Sammlung der pannonischen Inschriften und ihr Sammler ist bis heute noch nicht Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung.

Wer war aber Mommsens „Antiquus“, den er für den ersten Sammler hielt?¹¹ Seine Sammlungen sind uns nur von Michael Fabricius Ferrarinus' Abschriften, Prior des Karmelitenklosters in Reggio Emilia, bekannt. Diese Abschriften, die zwischen 1477 und 1488 entstanden waren, befinden sich heute in Utrecht, in Paris und das umfangreichste Manuskript in Reggio Emilia. Dieses Manuskript ist das erste, das auch pannonische Inschriften enthält.¹²

Schon seit einem Jahrhundert sind die hervorragenden Pfleger der Epigraphik bemüht, Quellen und Herkunft der einzelnen Inschriftensammlungen zu erforschen. Von den Teilarbeiten ist eine Aufstellung von E. Ziebarth zu Beginn des Jahrhunderts hervorzuheben, der mit einer ganzen Reihe von Konkordanz-Ordnung geschaffen und eine klare Übersicht der vielen tausend im 15. Jh. gesammelten Inschriften gegeben hat.¹³ Was Ziebarth dabei bewog, nur die Pariser und Utrechter Manuskripte Michael Ferrarinus' zu bearbeiten, ist ungeklärt. So ist auf diese Weise die pannonische Sammlung — sie befindet sich, wie erwähnt, im Manuskript von Reggio — der Aufmerksamkeit späterer Quellenforscher entgangen.

Natürlich wurden von der pannonischen Archäologie, gestützt auf Mommsens Corpus, die Inschriften des „Antiquus“ in Evidenz gehalten, das um so mehr, als Mommsen die fachgemäße Arbeit des anonymen Sammlers hoch einschätzte und seine Abschriften für zuverlässig hielt.¹⁴ Antiquus sammelte in Buda, Tétény, Csepel, Aquincum, Szentendre, Győr, Komárom, Tata, Solymár und Siklós. Sein Sammelwerk besteht aus mehr als vierzig Inschriften (eine davon ist Griechisch, die übrigen Lateinisch). Es bildet samt den Inschriften aus Wien und dem Material aus Dazien ein homogenes Corpus, unentbehrlich bei der Arbeit, die in unserem Jahrhundert die Archäologen V. Kuzsinszky, W. Kubitschek, P. Uiblein und L. Gerevich in verschiedenen Forschungsgebieten durchführten.¹⁵ Die Aufzeichnungen des Antiquus-Sammelwerkes werden laufend in die Serie *Die römischen Inschriften Ungarns* (RIU) aufgenommen. Trotz dieser Annäherungen, trotz der Wertschätzung seiner Sammeltätigkeit, die ihm seit Mommsen entgegengebracht wurde, versuchte niemand die Anonymität dieses Mannes aufzudecken.

¹¹ CIL III S. 413.

¹² Utrecht UB, Cod. I. K. 9. Paris BN, Cod. Lat. 6128. Reggio Emilia, Biblioteca Municipale, Reggiani C 398.; Á. Ritoók-Szalay, *Nympha super ripam Danubii*, in: *Irodalomtörténeti Közlemények* 87 (1983), S. 67—74.

¹³ E. Ziebarth, *De antiquissimis inscriptionum syllogis*, in: *EphEp* 9 (1905), S. 187—332.

¹⁴ CIL III S. 413.

¹⁵ B. Kuzsinszky, *Magyarországon talált római köemlékek a vidéki múzeumokban és egyéb helyeken* (Ungarns römische Steindenkmäler in den Landesmuseen und in anderen Orten), in: *Múzeumi és Könyvtári Értesítő* 2 (1908), S. 77; W. Kubitschek, *Ältere Berichte über den Römischen Limes in Pannonien*, in: *Sitzungsber. Ak. d. W. Wien Phil.-Hist. Kl.*, Bd. 209, 1931, S. 97—100; L. Gerevich, *Johannes Fiorentinus und die Pannonische Renaissance*, in: *Acta Historiae Artium* 6 (1959), S. 333—337.

Weitere, mittlerweile neuentdeckte Manuskripte bewogen Charles Mitchel in den sechziger Jahren, die Möglichkeiten der Londoner Universität und des Warburg-Instituts zu nützen, um dort die Mommsen—Ziebarth'sche Stammtafel bzw. gewisse Partien des Stemma zu überprüfen. Als Ergebnis dieser erneuten Quellenanalyse stellte sich heraus, daß Michael Ferrarinus im allgemeinen, besonders aber beim Manuskript von Reggio die heute bereits verlorengegangenen Schriften des Felice Feliciano Veronensis erschlossen hatte.¹⁶

In der zusammenfassenden Studie Mitchels bleiben die pannonischen Inschriften unerwähnt. Man kann aber in Anbetracht der zahlreichen Titel dieser Sammlung verstehen, daß unsere kaum mehr als vierzig Steine keine Beachtung fanden. Wie es immer auch sei, Mitchels Ergebnisse hätten schon genügt, uns auf die Spuren des verborgenen Antiquus zu führen, doch kommt uns hier ein noch unveröffentlichter Brief zu Hilfe, in dem Felice Feliciano selbst von seiner bevorstehenden Pannonienreise spricht.

Der Antiquar Felice Feliciano — von einer zweiten Linie der Humanisten auch bislang in Evidenz gehalten und von P. Kristeller zu Beginn des Jahrhunderts in den Freundeskreis Mantegnas eingeordnet — wurde 1433 in Verona geboren. Seine Familie stammte aus Reggio, daher die Beziehung zu Michael Ferrarinus, der ihn seinen *conterraneus* nannte. Feliciano kam noch in seinen Jugendjahren nach Bologna und in die Umgebung des Altertumliebhabers Giovanni Marcanova: ein gelehrter und enthusiastischer Kreis, dem auch Mantegna angehörte. Die Gesellschaft unternahm gemeinsame Exkursionen, an denen man nach Inschriften und antiken Steindenkmälern forschte. Feliciano beteiligte sich mit Eifer und bald wurde ihm nachgesagt, daß sich seine Liebhaberei zur Leidenschaft gesteigert habe. Er begann seine Inschriftensammlung, eine Erbschaft Ciriaco d'Anconas, sorgfältig zu vergrößern, pflegte und publizierte sie und verfaßte als Ergebnis seiner ständigen Beschäftigung mit Inschriften das erste ideale, lateinische Alphabet.¹⁷

Sein ganzes Wirken paßt in das Porträt eines Humanisten. Und dennoch wurde Feliciano von den Zeitgenossen für einen Sonderling gehalten. Feliciano machte nämlich mit dreiunddreißig Jahren mit seiner bisherigen Lebensweise Schluß und verfaßte sein Testament. Von da an wird es immer schwieriger, seine Spur zu verfolgen. Er taucht überall in Italien auf, ist von Venedig bis Neapel bald hier, bald dort in der Gesellschaft hoher Geistlicher oder Aristokraten zu finden. Seine sonderbare Figur erscheint in zwei Erzählungen von Giovanni Sabbadino degli Arienti, Novellist am Hof des Herzogs von Bentivogli. Seinen Helden stellt er in beiden Novellen als ein bekanntes Mitglied in der Gesellschaft dar, der allseits für geistig hochstehend gehalten wird und der ganz Italien bereist hat, um die antiken

¹⁶ Ch. Mitchel, Felice Feliciano, „Antiquarius“, in: *Proceedings of the British Academy* 47 (1961), S. 197–221.

¹⁷ L. Pratilli, Felice Feliciano alla luce dei suoi codici, in: *Atti del R. Istituto Veneto di Scienze, Scienze Morali e Lettere* 99 (1939–1940), S. 33–105; H. Mardersteig, Nuovi documenti su Felice Feliciano da Verona, in: *La Bibliofilia* 41 (1939), S. 102–110; S. S. Martinelli, Note intorno a Felice Feliciano, in: *Rinascimento* 25 (1985), S. 221–238.

Denkmäler des Landes zu sammeln. Sein Interesse gehört dem Geheimnis der „quinta essentia“, dem Erforschen dieser „großen Wissenschaft“. Er durchwanderte das Hochgebirge, um einen gewissen Stein, nämlich das zur Herstellung der quinta essentia notwendige Antimon, zu finden. Von den Gebirgswanderungen kehrte er immer schmutzig, mit zottigem Bart zurück, zum großen Gaudium der vornehmen Gesellschaft.¹⁸

Wir wissen aus der alchimistischen Literatur, daß man meinte, die quinta essentia aus Antimon herstellen zu können. Von Antimonvorkommen hatte man schon im Altertum gewußt, und zu den bekanntesten zählten die Lagerstätten in Italien, Spanien und Ungarn.¹⁹

Die Zeitgenossen Felicianos bestätigen zwar, daß er in Italien bemüht war, Antimon zu finden. Daß er es auch im Ausland versuchte, wird aber von der Literatur in Zweifel gezogen. Hier muß sein Brief, von dem bereits die Rede war, eingeschaltet werden. Feliciano schreibt darin u.a. „Io vado in Pannonia damane col mio Rmo cardinale et priego idio che piu felice faci questa mia andata che la mia speranza non mi promette“.²⁰ Der Brief hat kein Datum, befindet sich aber unter den Schriften seines letzten Lebensabschnitts, wo er Rom und Neapel bereiste. Rom verließ er im Sommer 1479; dies ist das letzte Datum, das wir von ihm haben. Der einzige Anhaltspunkt ist die Erwähnung des Kardinals, in dessen Begleitung er am nächsten Tag nach Pannonien aufbrach. Die apostolischen Legaten verließen den Vatikan unter bestimmten Formalitäten, und diese wurden immer schriftlich festgehalten. Wir verglichen eine solche Notiz mit den Angaben Felicianos und schließen daraus, daß es sich um den Besuch des Kardinals Giovanni d’Aragona bei seiner Schwester Beatrix, der Königin in Ungarn, gehandelt hat. Diese Reise fand im Jahr 1479 statt und gewiß in einer dem Rang des Kardinals entsprechenden Begleitung. In Mangel einer Namensliste ist uns nur ein einziges Mitglied der Delegation bekannt, nämlich der damals noch junge, später unter dem Namen Volaterranus bekannte Enzyklopädist Raffaello Maffei.²¹

Alles, was wir über Feliciano wissen, läßt Zweck und Ziel der Reise klar erkennen: Seines Wissens nach hatte niemand vor ihm in Pannonien antike Denkmäler gesammelt, der Raum versprach also reiche Beute. Zudem bestand auch Aussicht auf Antimon, wußte man doch schon seit dem Mittelalter, daß es in Pannonien reiche Mineralvorkommen gibt.²²

¹⁸ S. degli Arienti, *Le Porretane*. A cura di G. Gambarin, Bari 1914, Novella III und XIV, S. 17—19, 71—73.

¹⁹ L. Thorndike, *A History of Magic and Experimental Science*, Bd. III, New York 1953, S. 347—369, 731—732.

²⁰ Oxford BL, Canon. Ital. 15, f. 23^v

²¹ C. Eubel, *Hierarchia catholica medii aevi*, Bd. II, Monasterii 1901, S. 47, 49; Gy. Ráth, Arragoniai János, in: *Századok* 1890, S. 328—336, 415—424; F. Banfi, Raffaello Maffei in Ungheria, in: *L’Europa Orientale* 17 (1937), S. 462—468.

²² Gmelins *Handbuch der anorganischen Chemie*, Antimon/A, Weinheim 1950⁸, S. 14. Der bedeutendste Fundort in Ungarn war damals ein Besitz des Erzbischofs von Gran (Rozsnyóbánya).

Ist Feliciano überhaupt nach Ungarn gereist? Höchstwahrscheinlich, denn die „damane“ weist auf einen ganz nahen Zeitpunkt, er dürfte den Brief am Vorabend seiner Abreise geschrieben haben. Noch mehr Gewißheit liefern die bleibenden Erinnerungen der Reise. Seine pannonische Inschriftensammlung war laut Mitchel, wie bereits erwähnt, die Hauptquelle zum letzten, in Reggio befindlichen Manuskript des Michael Ferrarinus.

Giovanni d'Aragona kam im Dezember des Jahres 1479 in Ungarn an. Der König empfing den Anwärter auf das Erzbistum, den er mit dem Amt des entlaufenen Beckensloer bekleiden wollte, mit großem Pomp. Der Kardinal blieb bis Anfang Sommer 1480 in Ungarn, wo er in Begleitung des Königspaars Buda, Visegrád und Tata besuchte, und wir nehmen an, daß sich auch die Humanisten seiner Umgebung an diesen Ausflügen beteiligten.

Felicianos Itinerar können wir anhand seiner Sammlung rekonstruieren. Die Mehrzahl der Inschriften stammt aus Buda und Umgebung, vieles davon wurde wahrscheinlich an seinem ursprünglichen Standort aufgefunden, manches an und in verschiedenen Bauten, sekundär verwendet. Er fand zum Beispiel im Boden und an den Wänden der Kirchen in Buda große Epitaphe, die man bestimmt aus Aquincum zur Sekundärverwendung dorthin geschleppt hatte. In den steinarmen Teilen des Landes hatten behauene Stücke besonders hohen Wert und wurden bei neuen Bauten mit Vorliebe eingebaut. Das bedeutete ihren Ruin, oft aber auch ihren Fortbestand. Im Süden der Burg von Buda konnte Feliciano noch das Ruinenfeld von Tétény sehen, er nennt es „urbs devastata“. Auf der gegenüberliegenden Insel Csepel fand der Sammler ebenso eine Inschrift und sein Weg nach Norden, am Ufer der Donau, den Limes entlang, erbrachte eine besonders reiche Beute. In der Gegend unserer auch heute noch sprudelnden Heilquellen stieß er auf einen den Nymphen geweihten Kultstein, wahrscheinlich den ursprünglichen Standort des Denkmals. Er bemerkt dazu, daß viele solcher Steine aus der Gegend nach Buda gebracht und vor dem Palast von König Matthias aufgestellt wurden (aufgrund dieser Notiz legt Mommsen die Forschungsreise des „Antiquus“ auf die Zeit von Matthias Corvinus). Auch andere Quellen bestätigen, daß der Herrscher die antiken Denkmäler sammelte. Bei Ausgrabungen in Buda und Tata sind wertvolle Stücke seiner Sammlung zum Vorschein gekommen. Im öffentlichen Bad begegnete Feliciano einer Tafel mit römischer Inschrift, an einem anderen Ort einem Grabmal, als Meilenstein benützt. Man zeigte ihm einen vier Ellen langen Kupferbalken mit Inschrift, den man im Flußbett der Donau gefunden hatte. Die Aufschrift eines Sitzplatzes aus einem der zwei Amphitheater in Aquincum fand er an einer Wand beim „Warmen See“, heute Mühlsee genannt. Er bemerkt zu diesem Gewässer, daß die Fische hier absolut ungenießbar seien. Die Stadtmauer von Aquincum (wie seine Zeitgenossen, nennt er die Stadt Sicambria) sah er noch in ihrer ganzen Länge, bis zur Donau hin. In Solymár, Szentendre und Komárom wurde je eine Inschrift aufgezeichnet. In Győr berichtet er über zwei Inschriften in der Wand des Doms und über zwei freistehende Grabmäler. In Tata scheint er sich länger aufgehalten zu haben, denn dort gab es vieles, das der Aufzeichnung wert war. Vor der Burg sah er ein schönes Grabmal, in der Franziskanerkirche ein

zweites. Im Kloster zeichnete er zwei römische Ziegel des Pflasters ab und bewunderte einen Pfeiler mit zwölf Götterbildnissen. Von diesem und dem Fragment eines Triumphbogens schloß Feliciano auf einen Palast, den er an der Stelle des Klosters vermutete. Heute wissen wir, daß die prachtvollen, damals noch fast unversehrten Stücke aus dem nahen Brigetio stammen, von wo sie in die königliche Sommerresidenz gebracht wurden. Die entfernteste Burg, die Feliciano auf seiner Sammelreise aufsuchte, ist Siklós.²³

Die Inschriften aus Dazien stammen aus zweiter Hand, was bereits Mommsen bei der sachlichen und sprachlichen Untersuchung der Texte feststellte. Zudem verrät die wortkarge Angabe der Fundstellen, daß nicht das persönliche Erlebnis, sondern die Absicht, die Sammlung zu ergänzen, im Hintergrund dieser Publikation steht.²⁴

Wir haben nur einige seiner Abschriften bekannt gegeben, doch sind selbst aus diesen Lehren zu ziehen. Wie allen Anhängern Ciriacos galt das Augenmerk unseres Felicianos an erster Stelle den Denkmälern mit Inschrift. Er hat, wenn man vom Pfeiler in Tata absieht, ausschließlich Steine mit Inschrift beschrieben. Ferner ist zu bemerken, daß man bei ihm unsere heutigen, ästhetischen Motive der Begeisterung für das Altertum umsonst zu finden versucht.

Wie lange Feliciano sich in Ungarn aufhielt, wissen wir nicht. 1480 wütete im Land eine Epidemie, wir wissen nicht, ob er sie erlebte. Der Brief vom Vorabend seines Reiseantritts ist voll böser Ahnungen. . . Wie schon gesagt, berichten unsere Quellen bis zum Sommer 1479. Wenn wir nun — gestützt auf Mitchels Forschungsergebnisse — richtig folgern, so hat er zumindest bis zum Jahre 1480, also ein Jahr länger, gelebt. Wie immer es auch sei — sein Manuskript ist in die Heimat zurückgekommen, denn Michael Ferrarinus, der niemals die Mauern seines Klosters verlassen hat, schrieb das Material noch vor 1486 für seine Sammlung ab.

Wollen wir nun zusammenfassen, was die beiden ersten Inschriftensammler in Ungarn erreicht haben, so können wir folgendes feststellen: Von den 19 Inschriften Giustinianis blieb keine einzige erhalten. Von Felicianos 41 Steinen sind heute noch zwei vorhanden, die in die Wand der Kathedrale von Győr eingebaute Inschrift und der Pfeiler zu Tata. Weitere zwei Steine hat Schönwisner am Ende des 18. Jh. gesehen, sie sind aber seither spurlos verschwunden. Die beiden italienischen Humanisten haben das Abbild von insgesamt 54 Steinen bewahrt (sechs nämlich beide), die Kenntnis von 52 ist einzig und allein ihnen zu verdanken.

In der Geschichte der Inschriftensammlung Pannoniens und Daziens begann eine neue Epoche, als Antonio Bonfini dem König Matthias seine Dienste anbot. Er überreichte dem König samt mehreren anderen Handschriften seinen *Libellus*, in welchem er die Genealogie der Corvini weit über die Gründung Roms bis auf

²³ Reggio Emilia BM, Reggiani C 398 ff. CLXIII—CLXXVI. CIL III 3390, 3401, 3411, 3477, 3478, 3488, 3505, 3513, 3514, 3520, 3524, 3558, 3567, 3573, 3583, 3588, 3611, 3624, 3643, 3688, 3706, 3744, 4274, 4281, 4283, 4339, 4365, 4383, 4389.

²⁴ Ebd. ff. CLXVII. CIL III 52*, 53*, 54*, 1022, 1078, 1087, 1132, 3676, 4655, 4667.

Herakles zurückführte. Er täuschte sich nicht: Bald beauftragte man ihn mit dem Schreiben der gesamten ungarischen Geschichte.

Die Quellen seines Werkes sind von Péter Kulcsár untersucht worden. In den ziemlich eigenwilligen Auszug aus antiken Quellen arbeitete er die ungarische geschichtliche Tradition, die Werke seiner Zeitgenossen Thuróczy und Ranzano, ferner, nach Kulcsár, eine ihm zur Verfügung gestellte, ungarländische Inschriftensammlung ein.²⁵

Inschriften sind in der ersten und dritten Dekade des Werkes angeführt, insgesamt vierzehn.²⁶ Die Inschriften sind für Bonfini nur geschichtliche Quellen oder Zeugen, er schrieb sie nur insofern ab, inwieweit sie seine Ansicht unterstützten oder belegten. In der ersten Dekade bewies er die römische Besetzung Daziens mit drei, damals eben zum Vorschein gekommenen Steinen.²⁷ Im weiteren kommt er auf Aquincum zu sprechen, dessen Aufsehen erregendes Ruinenfeld von den Zeitgenossen Sicambria genannt wurde, und wo, nach einer Version der lokalen Tradition, einst das Lager einer germanischen „legio auxiliatrix“ gewesen sein soll. Bonfini versucht, Ptolemaios folgend, die Legionen, die den Donau-Limes schützten, anhand der Landkarte mit den tatsächlichen Ruinenfeldern zu verbinden. Da waren ihm die Inschriften sehr gelegen, um die, übrigens ohnehin unbestreitbare, Glaubwürdigkeit der antiken Quellen zu unterstützen.²⁸ So teilt Bonfini die Inschrift des Grabsteines eines Legionspräfektes von Szentendre mit, welcher Stein bereits damals als Schwelle einer alten Kirche diente,²⁹ ferner den genauen Text der Bauinschrift eines Burgus namens Commercium.³⁰ Dieser Text wurde von Péter Katancsich, dem Professor der Archäologie an der Universität zu Pest, im 18. Jh. für eine Fälschung gehalten, die nach dem Muster von anderen solchen Inschriften hergestellt worden war.³¹ Mommsen nahm den Text als echt an, und er wurde gerechtfertigt, als das Gegenstück der Inschrift in situ ans Tageslicht kam.³²

Es war wahrscheinlich Pietro Ranzano, der Bonfinis Aufmerksamkeit auf die den Ptolemaios beglaubigenden Inschriften des Donauknies gelenkt hat. Ranzano wies zwar auf die hier in großer Anzahl vorhandenen römischen Funde nur kurz hin

²⁵ P. Kulcsár, *Bonfini magyar történetének forrásai és keletkezése* (Quellen und Entstehung Bonfinis ungarischer Geschichte), Budapest 1973; ders., *Le fonti umanistiche italiane del Bonfini per la sua preistoria ungherese*, in: *Rinascimento* 10 (1970), S. 195–214; ders., *Egy budai humanista feliratgyűjtemény* (Eine humanistische Inschriftensammlung in Ofen), in: *AÉ* 95 (1968), S. 257–261.

²⁶ CIL III 183*, 189*, 1455(= 7972), 1460, 1477(= 7979), 3496(= 10568), 3524, 3568, 3653, 4364(= 11082), 4383, 6265 und zwei weitere Inschriften, die in CIL nicht zu finden sind.

²⁷ A. de Bonfinis, *Rerum Ungaricarum decades*, I. Fögel—B. Iványi—L. Juhász, (Hrsg.) Lipsiae 1936, Tom. I. 1. 1. 86.

²⁸ Ebd., 1. 1. 365–372

²⁹ Ebd., 1. 1. 370, „cuiusdam Flavii epitaphium“ Fehlt in CIL III.

³⁰ Ebd., 1. 1. 387, CIL III 3653.

³¹ P. Katancsich, *Istri adcolarum geographia vetus*, Tom. I. Budae 1826, S. 448.

³² S. Soproni, *Der spätrömische Limes zwischen Esztergom und Szentendre*, Budapest 1978, S. 53, Tafel 57.

(so schon infolge des beschränkten Umfangs seiner Epitome), doch ist ein Interesse an Inschriften bei ihm schon aufgrund von seinen früheren, bekannten Beziehungen zu Ciriaco d'Ancona mit guten Gründen vorauszusetzen.³³

In der Bonfini-Philologie wird heute allgemein angenommen, daß der bereits erwähnte und in seiner ursprünglichen Form nicht mehr bekannte „De Corvinae domus origine libellus“ umgearbeitet in die dritte Dekade des großen Werkes Bonfinis gelangte. Nach dem Vorbild anderer Herrscherfamilien begannen die Humanisten Italiens von den frühen achtziger Jahren des 15. Jh. an von dem römischen Ursprung der Familie Hunyadi zu sprechen. Aufgrund des Rabens im Wappen der Familie fand Bonfini in den Corvini und weiter in den Valerii den Faden, der bis zu Herakles führte.³⁴ Als er nach Ungarn kam, sah er, daß seine aufgrund antiker Autoren aufgestellte Theorie durch die Steine und die zum Vorschein gekommenen Münzen Pannoniens und Daziens beglaubigt werden kann. Um seine genealogische Theorie zu stützen, führt er zehn solche Inschriften an, an erster Stelle die Kronzeugen: die in Buda und in Dazien gefundenen Steine der verschiedenen Valerii.

Bonfini wußte nichts von der Tätigkeit der früher hier gewesenen Inschriftensammler. Er schenkte z.B. der in den Boden der Magdalenen-Kirche eingebauten Valerius-Inschrift keine Aufmerksamkeit, obzwar sowohl Giustiniani und Feliciano als auch die späteren Sammler diese dort gesehen haben. Seine Steine sind neu, seine Vorgänger erwähnen von den ihm angeführten Steinen insgesamt drei, zwei davon in Győr (Raab), im Sitz des von allen Humanisten umschwärmten Schatzmeister-Bischofs Urban. Auch die Umstände sind neu, unter welchen er arbeitete. Bonfini machte keine Reisen, um die Inschriften abzuschreiben: Man brachte die Inschriften zu ihm; er untersuchte sogar die Inschriften Daziens in Buda. Das wird uns von Bartolomeo Fonzio bekanntgegeben, der sich im Jahr 1489 in Buda aufhielt und drei Inschriften in sein Notizbuch schrieb, zu denen er folgendes bemerkt: „In marmoribus e Transsylvania adverso Danubio advectis iussu Mathiae Corvini Regis haec tria epitaphia ad ripam Danubii iuxta Budam legi Calendis Iulii anno MCCCCLXXXVIII.“³⁵ Die Steine waren demnach auf den Befehl des Königs mit großer Mühe auf dem Wasserweg von Siebenbürgen nach Buda gebracht und dort am Ufer der Donau aufgestellt worden. Der Vollzieher des königlichen Befehls mochte der siebenbürgische Bischof László Geréb gewesen sein, ein Verwandter der Familie Hunyadi und selbst ein Sammler von Antiqui-

³³ P. Ransanus, *Epithoma rerum Hungaricarum*, P. Kulcsár (Hrsg.), Budapest 1977, S. 64—65, 82. Ranzanos Begegnung mit Ciriaco: E. W. Bodnar, *Cyriacus of Ancona and Athens*, Bruxelles/Berchem 1960, S. 69.

³⁴ Bonfini (s. Anm. 27), Tom. III, 3. 9. 205—304.

³⁵ Oxford BL, Lat. Misc. d. 85 ff. 165^v—166^v. CIL III 1460, 6265, 7979 und 3583, 3706. Firenze Bibl. Medicea-Laurenziana Ashb. 1174 (s. CIL III p. 1373); F. Saxl, The Classical Inscription in Renaissance Art and Politics, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institute* 4 (1941), S. 42—46; S. Caroti—S. Zamponi, *Lo scrittoio di Bartolomeo Fonzio umanista fiorentino*, Milano 1974, S. 84—90, 117—118.

täten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Steine in einer ihnen würdigen Umgebung aufgestellt wurden, wo Fonzio sie sah und wie die der Antiquität gebührende Ehre im allgemeinen und die Pietät gegenüber der Familie Hunyadi im besonderen es forderten.

Dieser Gedenkgarten dürfte wohl eine Sehenswürdigkeit der königlichen Residenz gewesen sein, den man Fremden zeigte und der von ihnen bewundert wurde. Auch der auf die Vergangenheit und Zukunft weisende bronzene Herakles des Burghofes fand Bewunderung, von welchem damals schon durch die Gräber der an der Donau ruhenden römischen Ahnen und durch die dort stehenden Statuen der drei Hunyadis zum neuen Herakles, Matthias, der mit dem Europa drohenden Ungeheuer seinen Kampf siegreich ausfechten wird, ein gerader Weg führte. So mochte das Bonfini glauben und so konnte er das, obwohl nur eine kurze Zeit, auch anderen glauben machen.

Diese kultische Ehre der Inschriften nahm zwar mit der Familie Hunyadi ein Ende, mit der Tätigkeit Bonfinis begann aber dennoch ein neues Kapitel in der Geschichte des Inschriftensammelns in Ungarn. Seine Steine verschwinden nicht vor unseren Augen, wenigstens bis zur Türkenzeit. Sie gelangten zu neuen Herren, wurden verschleppt, wie die Schätze der Corvin-Bibliothek; sie wurden Kostbarkeiten, entweder als Zeugen der ungarischen Geschichte oder als Kunstgegenstände. Ähnlich wie dies- und jenseits der Alpen Bibliotheken und Lapidarien von Kirchenfürsten und Geistesschaffenden rekonstruiert werden können, können auch in Ungarn am Ende des 15. Jh. Bücher- und Steinsammlungen rekonstruiert werden. Und gerade in der Nähe eines solchen kirchenfürstlichen Sammlers, des die siebenbürgischen Steine nach Buda befördernden Bischofs László Geréb, nahm die Laufbahn des ersten leidenschaftlichen ungarischen Archäologen-Epigraphikers, János Megyericsi, seinen Anfang.³⁶

³⁶ J. Ábel, Johann Mezerzius, der Begründer der dacischen Epigraphik, in: *Ungarische Revue* 3 (1883), S. 373—383.

PAUL GERHARD SCHMIDT
(Marburg)

DAS CHRONICON ECCLESIASTICUM
DES NIKOLAUS VON SIEGEN
MONASTISCHE GESCHICHTSSCHREIBUNG UM 1500

Ein großer Teil mittelalterlicher historischer Literatur ist von Mönchen geschriebene Literatur. Für ein monastisches Publikum bestimmt waren in erster Linie die klosterbezogenen Texte wie Gründungsgeschichten — mit dem Titel *Historia foundationis monasterii*¹ —, ferner Klosterchronik und Klosterannalen, sowie die Abtsgeschichte, meist eine ständig fortgesetzte Sammlung unter dem Titel *Gesta abbatum*. Andere Werke wandten sich auch an ein Publikum außerhalb des Klosters, die Volksgeschichte wie Beda Venerabilis und Paulus Diaconus sie schrieben, oder es handelte sich um Auftragsarbeiten, um die Darstellung von Herrscher- und Reichsgeschichte. Einige Klöster stellten sich über längere Zeiten in den Dienst eines Herrscherhauses oder wurden geradezu — wie in Dänemark — zu dem Zweck gegründet, die Geschichte des Landes zu schreiben. In St. Denis und in St. Albans hat diese Verpflichtung der Klöster zur nationalen Geschichtsschreibung beeindruckende Werke hervorgebracht.

Allerdings war die Geschichtsschreibung nur vom Frühmittelalter bis etwa zum 12. Jahrhundert eine Domäne der Klöster; vom Hochmittelalter an geht Zahl und Bedeutung der monastischen Historiker zurück. Weltgeistliche, Universitätsgelehrte, Juristen und Laien betätigen sich in zunehmendem Maße als Geschichtsschreiber und sie beginnen auch, das Medium der lateinischen Sprache zu verlassen. Die Notare der italienischen Städte und die deutschen Ratsschreiber des Spätmittelalters bedienen sich für ihre Aufzeichnungen der Volkssprache. Zugleich mit dem Prozeß der Ablösung vom Latein und der Zunahme der Laienbildung werden weiterhin von Mönchen für Mönche historiographische Werke verfaßt, die in der modernen Forschung weniger Beachtung finden, vielleicht weil sie als verspätete, als überholte und überständige Literatur gelten. Mit einem dieser monastischen Historiker des ausgehenden 15. Jahrhunderts möchte ich mich im folgenden beschäftigen. Es ist ein Erfurter Benediktinermönch, Nikolaus von

¹ J. Kastner, *Historiae foundationum monasteriorum*, Frühformen monastischer Institutionsgeschichtsschreibung im Mittelalter, *Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung* 18, München 1974; H. Grundmann, *Geschichtsschreibung im Mittelalter, Gattungen — Epochen — Eigenart*, Göttingen 1965.

Siegen, der 1494/95 sein *Chronicon ecclesiasticum* verfaßte, auf das Johann Wolfgang von Goethe in einem Aufsatz aufmerksam machte.²

Das Chronicon ist 1855 in wenig befriedigender Weise veröffentlicht und seither selten berücksichtigt worden, wenn von Geschichtsschreibung um 1500 die Rede ist. Um die Leistung des Nikolaus von Siegen besser würdigen zu können, gehe ich zunächst auf einige seiner Vorgänger in Deutschland ein und nenne an erster Stelle den 1438 verstorbenen Augustinerchorherrn Andreas von Regensburg.³ Andreas ist ein seßhafter und ortsfester Mann gewesen; wie Immanuel Kant zeit seines Lebens in Königsberg blieb, hat Andreas seine Heimatstadt Regensburg nur selten verlassen. Seine historischen Schriften verraten intensives Aktenstudium, bestehen vielfach nur aus der Wiedergabe von Dokumenten wie z.B. seine *Geschichte des Konstanzer Konzils*. Andreas hat außerdem eine *Papst- und Kaiserchronik* nach dem Vorbild des Martin von Troppau und auf Bitten Herzog Ludwigs VII. von Bayern eine *Chronik der bayerischen Herzöge* verfaßt, die er als einzige seiner Schriften selbst ins Deutsche übersetzte, sie also in lateinischer und in deutscher Fassung vorlegte. Sein besonderes Interesse galt den von Regensburg aus mit Sorge verfolgten Ereignissen in Böhmen; über die Hussiten und ihre Kriege verfaßte er eigene Schriften, ging aber auch in seiner Chronik mit besonderer Anteilnahme auf einzelne Fälle hussitischer Ketzerei ein, so wenn ein in Regensburg aufgewachsener Kleriker als Besitzer und Verbreiter hussitischer Schriften entlarvt und als Ketzter verbrannt wurde. Wie man zutreffend feststellte, will Andreas „mittels Geschichte belehren“.⁴ Sein Werk nimmt deshalb auch die Predigt auf, die anlässlich der eben erwähnten Ketzerverurteilung in Regensburg von einem hohen Geistlichen gehalten wurde. Es scheint mir geradezu ein Charakteristikum der Autoren des 15. Jahrhunderts zu sein, daß sie über Ereignisse und Ideen der eigenen Epoche mit besonderem Engagement berichten. Ein exemplarischer Fall dieser Art ist der von der Devotio moderna geprägte Johannes Busch, der 1417 in das Windesheimer Kloster eintrat.⁵ 1451 ernannte Nikolaus von Kues ihn zum päpstlichen Visitor; in dieser Eigenschaft visitierte und reformierte Johannes Busch von Hildesheim aus besonders sächsische Klöster. In seinem *Liber de reformatione monasteriorum diversorum ordinum* hat Busch einen fesselnden Tätigkeitsbericht hinterlassen. Das Werk ist eine Fundgrube für alle, die Belege für den materiellen und moralischen Verfall in den Klöstern des 15. Jahrhunderts suchen. Busch schildert sehr präzise die Personen und Zustände, die er auf seinen

² N. de Siegen O. S. B., *Chronicon ecclesiasticum*, F. X. Wegele (Hrsg.), Jena 1855; H. Patze, Landesgeschichtsschreibung in Thüringen, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 16/17 (1968), S. 95 ff. (hier: 104 ff.); B. Frank, Das Erfurter Peterskloster im 15. Jahrhundert. Studien zur Geschichte der Klosterreform und der Bursfelder Union, *Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte* 34, (Göttingen) 1974. In der zweiten Auflage des Verfasserlexikons (Bd. 6, Berlin 1987²) ist Nikolaus nicht berücksichtigt.

³ *Andreas von Regensburg*, G. Leidinger (Hrsg.), München 1903.

⁴ *Verfasserlexikon*, Bd. 1, Berlin 1978², Sp. 347.

⁵ *Verfasserlexikon*, Bd. 1, Berlin 1978², Sp. 1140—1142; J. Busch, *Chronicon Windeshemense und Liber de reformatione monasteriorum*, K. Grube (Hrsg.), Halle 1887.

Reformreisen antraf; unterwegs erfuhr er die Lebensläufe von Außenseitern, Landstreichern und entlaufenen Nonnen. Sein Hauptinteresse aber galt den visitierten Klöstern. Deren Niedergang hat bekannte Gründe: Vielfach waren die Nonnenklöster und Stifte zu Versorgungsanstalten für die Töchter des städtischen Patriziats geworden. Vom weltlichen Leben und seinen Gewohnheiten nahmen sie im Kloster keinen Abschied; der Besuch eines Visitators bedeutete daher eine unangenehme Störung. Ging dem Besucher gar der Ruf voraus, daß er die Wiederherstellung alter monastischer Ideale anstrebe, empfahl es sich im Interesse des status quo, ihn besser vor verschlossener Tür stehen zu lassen. Busch hat diese Erfahrung wiederholt machen und deshalb zu List und Gewaltanwendung greifen müssen, um ein heruntergekommenes Kloster betreten und reformieren zu können. Drastische Eingriffe in die Zusammensetzung der Konvente waren erforderlich; die oft nur widerstrebend geduldete Aufnahme neuer, schon reformierter Ordensmitglieder mußte erkämpft werden. Äbtissinnen, die sich der Reform widersetzen, wurden von Busch nicht nur unverzüglich abgesetzt, sondern — wie sie gingen und standen — aus dem Kloster geführt, auf einen Wagen gesetzt und in weit entfernte Konvente verbracht. Das ging nicht ohne turbulente Szenen ab. Einmal besetzten Nonnen ein Kirchendach und weigerten sich herabzusteigen, solange der gefürchtete Visitator am Orte blieb. Busch hat den Rechenschaftsbericht über das von ihm mit heiligem Eifer durchgeführte Reformwerk, soweit man das überprüfen kann, mit größter Wahrheitsliebe erstattet. Daß er aus einer verengten Perspektive schrieb, wird man seinem Auftrag und Sendungsbewußtsein zugute halten. Der Leitgedanke seines Lebens war die *reformatio in capite et membris*. Das spiegelt sich auch in seinem Hauptwerk, dem 1459 verfaßten *Chronicon Windeshemense*, wider. In ihm stellt er Leitbilder und Ideale auf, die er der Geschichte der Windesheimer entnimmt. Mit seinen Biographien der *Viri illustres* des Klosters will er die Leser zu einer ähnlichen Lebensform anspornen. Auch seine Geschichte der Bewegung der *Devotio moderna* hat Busch zu diesem Zweck verfaßt. Er artikuliert in ihr das Selbstverständnis einer Reformgruppe und bietet Identifikationsmöglichkeiten.

Ich komme nun zu der monastischen Reformbewegung, der das Kloster des Nikolaus von Siegen angehörte, zur Bursfelder Kongregation, die die *Regula Benedicti* möglichst *ad litteram* befolgte.⁶ Vor der Reform war Bursfelde so heruntergekommen, daß im ganzen Kloster nur noch ein Mönch und eine Kuh lebten. In überraschend kurzer Zeit breitete sich die ebenfalls von Nikolaus von Kues geförderte Reformkongregation weit im norddeutschen Raum aus. Das Erfurter Peterskloster wurde 1444 in fast überfallartiger Weise für die Reform gewonnen. 1481, Nikolaus von Siegen war bereits seit elf Jahren Bibliothekar des Klosters, ließ sein Abt Gunther von Nordhausen den übrigen Äbten und Verantwortlichen der Bursfelder Kongregation ein Schriftstück zukommen, das wegen seines programmatischen Charakters hier ausführlich vorgestellt werden

⁶ P. Engelbert, Bursfelder Kongregation, in: *Lexikon des Mittelalters* 2, 1983, Sp. 1107—1110.

soll.⁷ Denn dieses im Januar 1481 entstandene Memorandum des Abtes Gunther hat Nikolaus von Siegen gut ein Dezennium später in seinem *Chronicon ecclesiasticum* mit Leben erfüllt. Abt Gunther schreibt über den Wert historischer Aufzeichnungen; es ist ein Propemptikos, in dem er Geschichtsunterricht und Geschichtsschreibung in jedem zur Kongregation gehörenden Kloster fordert. Die Programmschrift beginnt mit einem Vergleich. Allem Lebendigen spendet die Sonne Licht, Wärme, Wachstum und Dauer; ebenso unverzichtbar und notwendig wie die Sonne ist die Historia, denn sie schenkt Leben, Glauben, Ansehen und Bestand. Zum Beweis wird Gott angeführt, der mit der Bibel den Menschen die Historia übergab. Von den Psalmen, Proverbia, dem Canticum und dem Ecclesiastes abgesehen besteht die Heilige Schrift aus historischen Büchern, vor allem der Passionsgeschichte, die die reine Wahrheit von allergrößter Bedeutung enthält. Ohne Geschichte gibt es auch keine Wissenschaften. Das läßt sich an der Theologie aufzeigen, denn *tota theologia studium historiarum est*, aber auch an Jura, Medizin oder Philosophie. Historia ist kein Privileg der Wissenden und Gelehrten; auch der einfache Bauer in der Dorfkneipe ist an den Ereignissen seiner Umwelt, an Krieg und Frieden interessiert. Historia geht alle an; historia universum mundum regit, firmat, ornat, delectat et sustentat. Die Klöster, hier setzt die Kritik des Abtes ein, tragen der Bedeutung der Historia nicht Rechnung. Obwohl man nur durch die Historia zu einer *solida eruditio* gelangen kann, obwohl man nur durch die Historia wahrer Mensch und wahrer Mönch sein kann, wird nach seinem Eindruck die Geschichte in den Klöstern ohne jeden Eifer und auf verkehrte Weise betrieben. Gunther fordert, daß in jedem Konvent ein gut ausgebildeter Historiker zu festgesetzten Stunden unterschiedslos alle Mönche in dieser Disziplin zum Nutzen des Ordens unterweist. Denn wer ohne Geschichtskennntnisse lebt, dem ist das Licht des Verstandes genommen; ein geschichtsloser Mensch ist wie ein Monstrum ohne Hirn. Von seiner Kritik nimmt der Abt die Ordensoberen seiner Zeit nicht aus. Fragt man sie nach der Ordensgeschichte, nach der Gründung des Konvents oder nach ihren Amtsvorgängern, wissen sie nichts zu sagen, bleiben sie stumm wie Fische, denn sie sind *omnium rerum antiquarum ignorantissimi*. Bei dem intensiven Austausch zwischen der Bursfelder Kongregation und der *Devotio moderna* dürfen wir unterstellen, daß Abt Gunther das *Chronicon Windeshemense* des Johannes Busch kannte. Eine vergleichbare Ordensgeschichte für die Benediktiner sah er als ein dringendes Desiderat an und forderte deshalb, daß in jedem Kloster ein Mönch, der nötigenfalls von außerhalb für diese Aufgabe zu gewinnen wäre, Klosterannalen und andere historische Aufzeichnungen niederschriebe.⁸ Nach seinen Vorstellungen sollte der Papst das in allen Diözesen zur Pflicht machen und für die Sammlung dieser Werke sorgen; nichts könne Deutschland mehr Ruhm und mehr Nutzen bringen als eine derartige Sammlung historischer Werke. Auch die Landesherren müßten sich an diesem

⁷ Den Text Gunthers bietet B. Frank (s. Anm. 2), S. 382 ff.

⁸ Zu dem etwa gleichzeitigen Ordenshistoriker der Franziskaner, N. Glasberger, vgl. *Verfasserslexikon*, Bd. 3, 1981, Sp. 49—52.

Thesaurus historiae beteiligen. Deshalb fordert er den Kaiser auf, durch ein entsprechendes Edikt dafür zu sorgen, daß jeder Fürst und Graf für sein Territorium alle Urkunden zusammenstellen solle.

Abt Gunther fordert damit nichts anderes als eine Kombination von Ordensgeschichte und Nationalgeschichte in Form einer *Germania diplomatica*, wobei die Ordensgeschichte bei ihm naturgemäß im Vordergrund steht. Denn durch die Mittel der Historia soll die Erinnerung an die Gründer eines Klosters wachgehalten, soll ihre Freigebigkeit gepriesen und für ihr Seelenheil gebetet werden. Es ist der Memoria-Gedanke des Mittelalters, mit dem sich aber der Ruhmesgedanke der Renaissance verbunden hat. Abt Gunther sieht es als einen Vorzug der Historia an, daß man durch sie der Nachwelt eine bleibende Erinnerung an die eigene Person hinterlassen kann. Obwohl er in seinem Lob der Geschichte den Heiligen Benedikt und Papst Gregor den Großen anführt, die Bibel zitiert, speziell Lukas 16, 2 (rationem reddere de operibus suis), setzt er ein Zitat aus einem antiken Autor an den Schluß seines Aufrufes zur Förderung der historischen Studien in den Klöstern. Er erinnert seine Leser nicht an den Tod Jesu Christi, dessen Leidensgeschichte für ihn die Historia schlechthin ist, sondern er berichtet vom Tod des Griechen Kallikrates. Als der in der Schlacht tödlich von einem Pfeil getroffen wurde, klagte er nicht über den Verlust seines Lebens, sondern darüber, daß er der Nachwelt nichts lobenswertes hinterließ: nihil laudabile posteris reliqui. Damit es den Mönchen dereinst in ihrer Todesstunde nicht ähnlich gehe, fordert Abt Gunther sie auf: scribite deo et posteritati. Für diese Zwillingformel habe ich keine direkte Parallele gefunden. Getrennt begegnet man beiden Bestandteilen oft. In der Renaissance ist die Widmung eines Werkes an die Nachwelt seit Petrarca nicht ungewöhnlich; sie findet sich bis ins 18. Jahrhundert. Ebenso gebräuchlich ist die Formel „Deo“ oder „Deo soli gloria“. Das ungewöhnliche „Deo et posteritati“⁹ Abt Gunthers wirkt wie das Programm einer christlichen Renaissancegeschichte.

Nikolaus von Siegen hat sein *Chronicon ecclesiasticum* gleichsam unter den Augen des von ihm geschätzten und verehrten Abtes Gunther geschrieben. Nikolaus starb schon 1495 an der Pest und er hat sein Werk nicht mehr überarbeiten können, wie es eigentlich seine Absicht war. Im Autograph der Chronik sind mehrfach Stellen freigelassen worden, in die offensichtlich noch Dokumente oder andere Zusätze eingefügt werden sollten; vermutlich war auch noch eine stilistische Überarbeitung geplant. Auch wenn uns das *Chronicon* nicht in einer geglätteten Ausgabe letzter Hand vorliegt, wird man doch davon ausgehen dürfen, daß Nikolaus den Aufbau seines Werkes nicht ändern wollte. Es läßt bereits in seinem ersten Kapitel die Intentionen des Chronisten erkennen. Nikolaus von Siegen beginnt nicht mit der Erschaffung der Welt, nicht ab urbe condita und auch nicht mit Christi Geburt. Das *Chronicon* setzt weder mit der Gründung des Erfurter

⁹ Prof. Bircher (Wolfenbüttel) wies in der Diskussion darauf hin, daß die Zwillingformel Deo et posteritati das Motto Herzog Augusts seit etwa 1650 war.

Klosters noch mit dem Eintritt Thüringens in die Geschichte ein, sondern beginnt mit einem Ereignis des Jahres 480 n. Chr. In diesem Jahr wurde der Vater des abendländischen Mönchtums geboren. Das *Chronicon* bietet eine kurze Biographie des Heiligen Benedikt von Nursia und schließt weitere Viten von Benediktinern an, ohne dabei einer strengen chronologischen Ordnung zu folgen. Nicht das annalistische Prinzip leitet seine Darstellung. Nikolaus' *Chronicon* ist vielmehr eine Ordensgeschichte, die ihre Auswahl unter einen bestimmten Gesichtspunkt stellt. Der Leser soll auf die Gefährdung des Ordens durch materiellen Besitz und durch verblendete, machtgierige Prälaten hingewiesen werden. Er soll aber zugleich mit dem Verfall des Ordens die dem Verfall entgegenwirkenden Kräfte erkennen, die Reformen. Nikolaus wird nicht müde, den Nachweis zu führen, daß es in jeder Epoche eine Klosterreform gab, angefangen von der karolingischen Zeit über die verschiedenen Kirchenreformen bis zu seiner Zeit. Für ihn und in seiner Darstellung ist die Geschichte des Benediktinerordens die Geschichte seiner Reformen aus eigener Kraft. Die Bursfelder Kongregation ist eine weitere Stufe auf dem Weg der Reformen und eine Bestätigung der Lebenskraft des Mönchtums, das nach dem Motto des Klosters Monte Cassino lebt: *succisa virescit*.

Um die Glorie seines Ordens in das rechte Licht zu rücken, führt Nikolaus sehr beeindruckende Zahlen an, die unter Papst Johannes XXII. im Jahre 1320 festgestellt worden sein sollen. Damals habe man die Benediktinerklöster gezählt und sei auf die immense Zahl von 15107 selbständigen Klöstern gekommen, wobei die abhängigen Priorate und die Nonnenklöster nicht einmal mitgezählt waren. Diese fast unglaubliche Zahl veranlaßt Nikolaus zu der stolzen Feststellung, daß ein Drittel der Christenheit, *tercia pars christianitatis*, dem Heiligen Benedikt untersteht. An einer anderen, weit entfernten Stelle, gegen Ende seines Werkes gibt Nikolaus außerdem an, daß — wiederum unter Papst Johannes XXII. — eine Zählung der Heiligen erfolgt sei. Sie ergab, daß nicht weniger als 15199 Heilige aus dem Benediktinerorden stammten. Es besteht eine, sicher nicht zufällige, fast perfekte Übereinstimmung zwischen diesen beiden Zahlen; wer die 15107 benediktinischen Klöster und die 15199 benediktinischen Heiligen zueinander in Beziehung setzt, wird leicht zu dem Ergebnis kommen, daß im Durchschnitt genau ein Heiliger auf ein Kloster entfällt. Nikolaus stellt diese Rechnung übrigens nicht auf und er bringt diese Zahlen nicht miteinander in Verbindung. Leider gibt er für sie seine Quelle nicht an und sie ist m.W. bisher nicht ermittelt, wie ohnehin Nikolaus' Quellen bisher noch nicht im einzelnen nachgewiesen worden sind. Daß er selbst diese Zahlen nicht erfunden hat, ist für mich evident. Denn Nikolaus gehört zu den Historikern, die mit großer Sorgfalt und Wahrheitsliebe an ihr Werk gehen, kritisch auf Diskrepanzen in den Angaben der von ihnen benutzten Quellen hinweisen und ihre Zweifel deutlich artikulieren. Er will wirklich die Vergangenheit rekonstruieren und beschwört den Leser, an den er sich öfters in direkter Anrede wendet, daß er falsche und lügenhafte Angaben vermeiden und nur die Wahrheit überliefern wolle. Er betreibt — und hierin ist er modern — bereits Quellenkritik, er sieht selbst Urkunden ein und korrigiert die bis dahin herrschende Ansicht, nach der das Erfurter Kloster von Dagobert I. gegründet worden sei. Diese Angabe ist

seiner Meinung nach zugunsten Dagoberts III. zu ändern. So geht seine Ordensgeschichte in eine Geschichte des Erfurter Klosters über; er nennt hervorragende Mitglieder des Erfurter Konvents, aber auch stets die *Viri illustres* des gesamten Benediktinerordens, selbst wenn es in nur wenigen Sätzen geschieht, wobei er mehrfach die Titel der von ihnen verfaßten Werke nennt. Hier folgt er wohl nicht einem humanistischen Prinzip, sondern der Tradition der Schriftstellerkataloge von der Spätantike an über Konrad von Hirsau, Sigebert von Gembloux und den Prüfeninger Anonymus bis hin zu Trithemius, dessen *Scriptores ecclesiastici* er unmittelbar nach ihrem Erscheinen (1494) für sein Werk auswertete. Die Dominikaner, Karmeliter und Kartäuser waren schon im 14. Jahrhundert mit Katalogen der bedeutenden Autoren ihrer Orden vorausgegangen.

Nikolaus' Werk weitet sich im Lauf der Darstellung. Vor dem Hintergrund der Entwicklung des Benediktinerordens erzählt er, gestützt auf urkundliches Material, die Geschichte seines Klosters, dessen Abtsreihe er als erster bestimmt; außerdem berücksichtigt er alle anderen geistlichen Orden, die er in enzyklopädischer Form vorstellt, wobei er ihre Gründung, Regel und Tracht nennt und jeweils auf hervorragende Reformen innerhalb der anderen Orden hinweist. Abt Gunther hatte in seiner Programmschrift auch die Berücksichtigung der Landesgeschichte gefordert. Nikolaus kam dieser Forderung nach, soweit ihm das möglich war. Vielfach boten ihm aber seine Quellen nur wenig Verwertbares, und ein Modell, an das er sich anlehnen konnte, fehlte ihm. So bezieht er zwar die Geschichte der Stadt Erfurt gleichfalls in seine Darstellung ein, geht aber über die Erwähnung der in anderen Quellen bezeugten Stadtbrände und -überschwemmungen nur unwesentlich hinaus. Den Konflikt zwischen Bürgern und Bischof deutet er mehr an, als daß er ihn darstellt, läßt aber einige Hintergrundinformationen einfließen, die er sich bei Gesprächen erworben hat. Obwohl er für die Stadtgeschichte eine, wie er sagt, „zwar volkssprachliche, aber vorzügliche Quelle“ hinzugezogen hat, ist der stadthistorische Aspekt seines *Chronicon* unerheblich und steht weit hinter der Berücksichtigung städtischen Lebens in der Chronik des Andreas von Regensburg zurück.

Seine landesgeschichtlichen Partien sind vorwiegend von der Wiedergabe einzelner Anekdoten und Curiosa geprägt. So berichtet er zum Jahr 1304, daß ein dreijähriger Junge in Hessen von Wölfen geraubt, liebevoll von ihnen betreut, in ihr Rudel aufgenommen, sich so ihrer Lebensweise angepaßt hätte, daß er sich auf allen vieren mit großer Behendigkeit so schnell wie ein Wolf vorwärtsbewegen konnte. Der Wolfsjunge erregte Aufsehen im Land. Man machte erfolgreich Jagd auf ihn, brachte ihn zum Hof des thüringischen Landesherrn und gewöhnte ihn wieder an den aufrechten Gang und an den Umgang mit Menschen. Als Erwachsener äußerte dieser ehemalige Wilde oft seine Sehnsucht nach der mit den Wölfen verbrachten Kindheit. Liebe und Treue habe er nur unter den Wölfen gefunden, bei ihnen würde er deshalb lieber leben wollen als unter den Menschen. Der Chronist, der hier sinngemäß den Satz ‚Homo homini lupus‘ vorwegnimmt, nutzt diese Anekdote dazu, seinen Lesern ins Gewissen zu reden und hält ihnen ihren Haß, ihre Streitsucht und ihre Ränke vor. Der Mensch solle sich an das Vorbild der doch

nicht einmal mit Vernunft begabten Tiere halten. Ähnlich erbaulich ist die Anekdote über den jungen thüringischen Landgrafen Ludwig II., der sich auf der Jagd verirrt, unerkant bei einem Schmied nächtigt und dabei die Mißstände in seinem Land kennenlernt. Denn jeden Hammerschlag begleitet der Schmied mit einer Klage über den schwachen Landgrafen, der es zuläßt, daß die Höflinge seine Untertanen ausbeuten und ihn verspotten. Nach der Nacht in der Schmiede ändert sich der träge Landgraf. Er wird hart und übernimmt mit eiserner Hand die Regierung seines Landes.

Derartige Reduzierung der Geschichte auf Exempel findet sich oft in den landesgeschichtlichen Partien von Nikolaus' Werk. Selbständig und spontan ist er dort, wo er von den Reformbestrebungen der Bursfelder und seines Abtes berichtet. Wohl als Augenzeuge schildert er die Reform des Klosters Gosech im Jahre 1492. In aller Morgenfrühe, eigentlich noch in tiefster Nacht, dringen die Erfurter unter der Leitung ihres Abtes Gunther in das Kloster ein, dessen abbas antiquus noch schläft und nichts ahnt. Er wird geweckt, muß auf der Stelle sein Amt niederlegen und seine Schlüssel abgeben, gleich danach wird ein Erfurter subcellerarius als Abt in Gosech eingesetzt, der Erfurter cantor wird cantor in Gosech; alle anderen Ämter werden ebenfalls in neue Hände gelegt. Wohin die Abgesetzten gelangen, kann man aus einer scheinbar zusammenhanglosen Bemerkung schließen, die bei Nikolaus unmittelbar folgt. Er berichtet, daß Abt Gunther im Erfurter Kloster drei neue Gefängnisse für rebellische Mönche gebaut habe.

Die Geschichte der Reform ist für Nikolaus in erster Linie die Geschichte der die Reform durchführenden Personen. So beschließt er sein Werk mit einer langen Aufstellung aller Mönche, die unter Abt Gunther von Nordhausen Profeß ablegten. Er gibt ihre Ämter und Funktionen in den von Erfurt aus reformierten Klöstern an und entwirft kurze Beschreibungen ihres Äußeren und ihres Charakters. Humanistische Schönheiten wird man nicht finden; manch einer ist ein bonus scriptor oder ein predicator bonus, aber seine äußere Erscheinung ist bescheiden. Einer ist parve stature, ein anderer multum pinguis. Nikolaus sieht die Mönche nicht, wie sie sein sollen, sondern wie sie sind. Nach seinem Tod hat eine spätere Hand die Biographien ergänzt, und dabei zu seinem und zu den Namen seiner Mitprofessen das Todesdatum angegeben. Bei dem letzten Prior des Erfurter Klosters heißt es: Nicolaus, dictus Hallis, prior, et ultimus omnium, qui habitum retinuit tempore Lutheri et quando fratres apstarunt.

Die Bursfelder Kongregation hat dem Luthertum keinen Widerstand leisten können. In Nikolaus von Siegen hat sie aber einen Chronisten gefunden, der nach den Urkunden, in kritischer Methode und mit dem Blick auf die Individuen ein Geschichtswerk verfaßt hat, das nicht mehr mittelalterlich, noch nicht humanistisch ist.

IMRE TÉGLÁSY
(Budapest)

ÜBER DAS SCHICKSAL DER DONATIO CONSTANTINIANA IM 16. JAHRHUNDERT

EIN UNBEKANNTES WERK DES JOHANNES
SAMBUCUS (ZSÁMBOKY) ÜBER DIE KAISERLICHE PLENIPOTENZ

Das Manuskript, das in dem Handschriftenarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek aufbewahrt wird, ist ideologie- und philologiegeschichtlich gleichermaßen beachtenswert. Sein Titel: *Περί παναθεντειας sive maiestate imperatoris, et quorundam praeiudicio siue donatione Constantinia*. Sein Verfasser ist der heute im internationalen wissenschaftlichen Bewußtsein in erster Linie dank seiner Veröffentlichungen und Embleme präsen te ungarische Humanist: Johannes Sambucus. Die Neuausgabe und Rezension der *Emblemata* des illustren Verfassers, der 1564 Wien zum ständigen Wohnort wählte und seither den Titel eines Hofhistoriographen trug, verdanken wir Professor August Buck.¹ Der politische Zwist zwischen Papst Pius V. und Maximilian II. 1569—1576 veranlaßten Johannes Sambucus (János Zsámboky) dazu, ein Werk zu verfassen, wo er die Fragen der Konstantinischen Schenkung und kaiserlichen Plenipotenz klären wollte. Weshalb die *Donatio Constantini*, die schon von Nicolaus Cusanus, später von Lorenzo Valla angezweifelt worden war, im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts wieder aktuell wurde, erklären die von Wiktor Bibl behandelten politischen Ereignisse dieser Zeit.²

*

¹ J. Sambucus, *Emblemata*, Antverpiae 1564. Faksimile-Ausgabe, Budapest 1982. Einleitung von A. Buck. Siehe noch: H. Gerstinger, *Die Briefe des Johannes Sambucus (Zsámboky) 1554—1584*, Wien-Graz-Köln 1968; E. Várady, *Relazioni di Giovanni Zsámboky (Sambucus) coll'umanesimo italiano Corvina, Rivista di scienze lettere ed arti della Società Ungherese-Italiana Mattia Corvino*, 1935, S. 3 ff.; E. Bach, *Un humaniste hongrois en France. Jean Sambucus et ses relations littéraires (1551—1584)*, Szeged 1932; I. Téglásy, *Zsámboky János (Sambucus) nyelv- és történelemszemléletéhez (A la conception de la langue et de l'histoire de János Zsámboky (Sambucus), Irodalomtörténeti Közlemények 1980, S. 245 ff.; ders., A tolvajlás művészete. Zsámboky János (Sambucus) imitációelméletéhez (Die Kunst des Stehlens. Zur Imitationstheorie des Johannes Sambucus), Irodalomtörténet 1981, S. 157 ff.*

² W. Bibl, *Die Erhebung Herzogs Cosimo von Medici zum Großherzog von Toscana und die kaiserliche Anerkennung (1569—1576)*, Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 10, Wien 1913; C. M. Abad, *Un embajador español en la Corte de Maximiliano II. Don Francisco Hurtado de Mendoza (1570—1576)*, Camillas 1965; J. Wawrosch, *Die Beziehungen zwischen Maximilian II. und Pius V. in den Jahren 1571—1572*, Innsbruck 1972.

Am 27. August 1569 hob Papst Pius V. Cosimo de Medici und dessen männliche Nachkommen in den Stand der Großherzöge von Toskana. Damit wurde eine langwierige Diskussion eingeleitet, deren direkter Gegenstand lautet: Ist Cosimo de Medici dem Freistaat Florenz oder aber dem Reich untergeordnet? Befindet er sich in der Hierarchie des Reiches, so entbehrt die päpstliche Auszeichnung der Medici-Herzöge jeder Rechtsgrundlage, ist demnach eine Einmischung in die Reichsangelegenheiten, eine Rechtsverletzung, ein Praejudicium, das als solches verurteilt werden muß. Aus dem siebenjährigen Streit ging der Kaiser als Sieger hervor, der sich über die Anerkennung des Lehnherrentums des Reiches hinaus auch die Unterstützung des Hauses Medici sicherte. Was den Fall in seiner Gesamtheit betrifft, müssen wir uns dieselbe Frage wie Bibl stellen: „Wäre die große 1571 gebildete Liga gegen die Türken überhaupt zustande gekommen, wenn es um den großherzöglichen Titel keine Uneinigkeit gegeben hätte, oder wenn Florenz und Rom nicht daran interessiert gewesen wären, die Aufmerksamkeit des Kaisers und Spaniens von Florenz abzulenken?“³ Und nun muß ich um Verständnis bitten, sollte ich die Leser mit bekannten Ereignissen langweilen.

Am 13. Dezember 1569 wurde in Florenz die Bulle verlesen, in welcher Pius V. Cosimo den Titel eines Großherzogs verleiht. Am allgemeinen Freudentaumel nahm der Gesandte des Herzogs von Ferrara Alfonso d'Este nicht teil. Alfonso, der selbst Anwärter auf diesen Titel war, brachte in einem Brief seine Glückwünsche und die Hoffnung zum Ausdruck, daß das Haus Medici keinerlei dem Hause Ferrara nachteilige rechtliche Situation (praejudicare) anstrebe. In einem Brief vom 5. Januar 1570 sprach Maximilian II. Medici absichtlich mit Herzog und nicht mit Großherzog an.

Das waren die ersten Sturmzeichen. Das Signal zum Aufbruch gab der römische Gesandte des Kaisers, Graf Prospero Arco, der das päpstliche Verfahren als derartige Einmischung in die Reichsangelegenheiten bzw. als Angriff auf den Kaiser wertete, die energisch abgewehrt werden müssen, auch um den Preis eines Krieges. Maximilian betrachtete die Verleihung des großherzöglichen Titels an Cosimo de Medici als Rechtsverletzung (Praejudicium) gegenüber den Erzherzögen des Hauses Habsburg. Schon bald wurde die Frage, ob der Papst zu derartigen Titelverleihungen überhaupt berechtigt sei, gestellt. In der Person Pius V., des im Januar 1566 zum Papst gewählten einstigen Dominikaners und Großinquisitors, hatte der mit den Protestanten sympathisierende Maximilian einen harten Gegner gefunden. Zweifellos waren die diplomatischen Gefechte von direkten politischen, aber auch religiösen Momenten gespickt. Die Mutter des Maximilian-Protegés Alfonso d'Este, Renata, war nämlich eine Schülerin und Anhängerin Calvins; von ihr hatte der Sohn die freizügige Behandlung von Glaubensfragen geerbt. Trotz Mißbilligung der Kurie waren Freigeister am Hofe des Herzogs von Ferrara willkommene Gäste. So ließ er sich auch in erster Linie vom der Ketzerei verdächtigten Cornelio Bentivoglio beraten. Demgegenüber fühlte sich Florenz der

³ W. Bibl, a.a.O., S. 4.

Restaurationspolitik Roms und Spaniens treu verpflichtet. Ein Beweis dafür war, als Medici den aus Rom fliehenden und am Hofe Medici Schutz suchenden Reformator Pietro Carnasecchi ohne viel Federlesens der Inquisition auslieferte. Wegen seiner untätigen Haltung gegenüber der päpstlichen Kurie genoß Cosimo die Sympathie des gesamten katholischen Lagers, während Ferrara gewissermaßen als Ketzernest betrachtet wurde.

Als der kaiserliche Gesandte Graf Arco den Papst in Rom offen fragte, ob er Cosimo krönen wolle, antwortete Pius V. ohne Bedenken Ja, er zählte dessen Verdienste auf, so daß Medici immer bereit gewesen sei, an der Seite des französischen Königs gegen die Hugenotten zu kämpfen und daß er seine Untertanen der Inquisition ausliefere. Der Papst wies auch auf die *Translatio* der Konstantinischen Schenkung:

„Er werde im Konsistorium, erklärte der Papst schroff, das tun, was ihm Gott eingebe, und überhaupt könne er machen, was ihm beliebt. *Die Päpste waren es*, fügte er hinzu, welche sogar *die Kaiser bestätigten und das Römische Reich vom Orient auf den Okzident übertrugen*. Der Graf merkte aus diesem ganz veränderten Tone, woher der Wind wehte und auf welche Weise Cosimo sein Versprechen, auf den Papst einzuwirken, gelöst hatte. . . . Aus dem Umstande, daß die Päpste einst die Kaiser bestätigten und das Römische Reich nach Westen verpflanzten, folge noch keineswegs, daß sie sich in die weltliche Jurisdiktion des deutschen Reiches einmischen dürften. . . . Übrigens hätten eine zeitlang umgekehrt die Kaiser die Päpste bestätigt. Der Papst möge nicht den Frieden auf Erden untergraben.“

Am 19. Februar 1570 krönte Pius V. in Rom Cosimo zum Großherzog. Kardinal Morone suchte Graf Arco auf: „Er suchte dem Gesandten zu beweisen, daß *der Kaiser auf italienischem Boden keine Autorität in Anspruch nehmen könne, weil er nicht gekrönt sei*.“ Der Antwort zufolge war auch Ferdinand nicht gekrönt und übte trotzdem seine Autorität in Italien aus. Ob jemand Kaiser ist oder nicht, *entscheidet allein die Wahl der Kurfürsten und nicht die römische Krönung*. Ein anderes Mal wurde Arco von einem Vertrauten des Papstes mit der Bulle aufgesucht; dieser las sie ihm aber nicht vor, „aber er zeigte ihm eine Stelle, wo es hieß: *„sine praeiudicio Imperatoris“*.“ Arco erwiderte schlagfertig: „Die Worte besagen nicht viel, meinte er. Ebenso gut könnte es dem Kaiser einfallen, jemanden seiner Leute mit einem Kirchengut zu investieren und dann sagen: *„sine praeiudicio sedis apostolicae“*.“

Am 17. März entsandte Maximilian eine Protestabordnung nach Rom, am 29. März wurde in der Burg zu Prag eine feierliche Protestzeremonie veranstaltet. An dieser offiziellen Veranstaltung hielt Dr. Johann Ulrich Zasy zu Rabenstein, der Reichs- und Hofvizekanzler Maximilians, eine Rede, wo das Vorgehen des Papstes gegenüber dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation als Rechtsverletzung, *Praeiudicium*, gebrandmarkt wurde.

Ein Mitglied der inzwischen in Rom eingetroffenen Abordnung wollte der Papst wegen dessen protestantischen Glaubens nicht empfangen. Als Arco um Privataudienz bat, brauste der Papst auf: „Der Kaiser wolle sich wohl mit den häretischen Fürsten gegen ihn verbinden, doch werde jener einen größeren Schaden

erleiden als die Kurie. Arco zeigte ihm wiederum, daß sein kaiserlicher Herr nicht anders handeln konnte.“ Bei der Entscheidung, ob der Papst die kaiserlichen Gesandten in öffentlicher Audienz empfangen sollte, leistete der Auftritt Kardinal Sirletos den Kaiserlichen gute Dienste.

Für die Unnachgiebigkeit beider Seiten ist kennzeichnend, daß ausgerechnet Medicis Vorschlag die Möglichkeit einer konstruktiven Lösung in greifbare Nähe rückte; er schickte dem Kaiser einen Brief, wo er unter Beteuerung seiner Ergebenheit und Hilfsbereitschaft die Schaffung eines großen Bündnisses vorschlug, ein Bündnis, das die christlichen Fürsten zum gemeinsamen Kampf gegen die Ungläubigen verpflichten sollte. In diesem Brief fügte Cosimo noch hinzu, daß damit auch Ungarn den Türken abgerungen werden könnte. Auch die weiteren Ereignisse begünstigten Medicis Vorstellungen. Die früheren Feinde Spanien und Venedig zeigten sich zum Beitritt in die Liga bereit. Cosimo entwarf einen Ligaplan, demzufolge die verbündete Flotte zur See, die Armee zu Lande, u.zw. in Ungarn, den Angriff auf die Türken starten sollten.

Es dauerte nicht lange, bis der Kaiser erfuhr, daß ihm Cosimo 50—60 000 Scudi als Hilfe gegen die Türken zukommen lassen werde; dann traf die Nachricht von einer Million Dukaten ein, die Cosimo zum Ausbau der ungarischen Festungen aufgeboten hatte. *Im September 1570* ließ der Kaiser, der mit den protestantischen Fürsten einen bewaffneten Angriff erwogen hatte, dem päpstlichen Nuntius seinen Standpunkt unterbreiten: Florenz sei Teil des Reiches, der Papst hätte hier keinerlei Rechte. Demgegenüber erklärte der Nuntius, daß der Kaiser darauf verzichten sollte, sein Recht gegenüber dem Papst zu betonen, statt dessen aber dem Papst seine Argumente mitteilen könnte. Dies soll den Kaiser sehr aufgebracht haben, wie der Nuntius beobachtete.

Auf dem Reichstag *am 2. Dezember 1570* war es der Kurfürst der Pfalz, der den Papst am stürmischsten angriff. Er nannte ihn einen unmenschlichen Tyrannen, u.zw. wegen der in den vorausgegangenen Jahren angerichteten Blutbäder, und über die Blutbäder der Inquisition träfen sowieso ständig neue Nachrichten ein. Der Kaiser setzte diesen Krieg gegen den Papst auch nach dem Reichstag fort. Die Schuld der Rechtsverletzung wollte er um jeden Preis dem Papst in die Schuhe schieben, wozu auch die unterwürfige Haltung Cosimos beitrug, der den zurückkehrenden Kaiser in untertänigstem Ton und seinen alten Titel tragend, begrüßte, außerdem schickte er ihm auch noch 2000 Scudi.⁴

Am 24. Februar 1571 wurde Maximilians Gesandten das päpstliche Breve ausgehändigt, das ein gewisses Schuldgefühl enthalten sollte. Allerdings wurde im päpstlichen Brief die Liga gegen die Türken in den Vordergrund gerückt und darauf hingewiesen, welcher großer Schaden daraus erwüchse, wenn der Kaiser nicht die christliche Einheit anstrebe, was sogar die Venezianer tun. *Am 3. März* stellte der Papst über Kardinal Amulio für den Krieg gegen die Türken 40 000 Dukaten in Aussicht, unter der Bedingung, daß Italien verschont bleibe. Fünf Tage später

⁴ W. Bibl, a.a.O., S. 7 ff.

meldete ein Vertrauter des Papstes, daß der Kaiser und andere Fürsten, so auch Philipp II., den König von Frankreich zur Teilnahme an einem Krieg gegen Rom und Florenz bewegen wollen. Aufgrund der Meldung des Wiener Nuntius vom 23. März begann sich ganz Rom auf den Krieg vorzubereiten. Mit dem Tod des Fürsten von Siebenbürgen Johann Sigismund mußte mit neuen Kriegsschwierigkeiten gegen die Türken gerechnet werden, deshalb wurde in Florenz dem Plan eines Bündnisses gegen die Türken noch größere Bedeutung beigemessen. Bibl stellt dazu treffend fest: „Diese Ligaverhandlungen waren es also, welche der schlaue Mediceer klug dazu benützte, um dem Kaiser die bittere Pille der Krönungszeremonie zu versüßen.“ Als am 21. Mai die Liga gegründet wurde, wiederholte Cosimo dem Kaiser, daß er Blut und Besitz dem Kaiser zur Verfügung stelle. Mitte September gaukelte Kardinal Concino, der Gesandte des Papstes, dem Kaiser ein verführerisches Bild vor: ein konzentrierter Angriff zu Wasser und zu Land, ein siegreicher Kreuzzug durch die von den Türken besetzten Länder, durch Ungarn und Siebenbürgen, ganz bis an die Mauern von Byzanz.

7. Oktober 1571. Der Sieg der Liga-Flotte bei Lepanto lenkte die Aufmerksamkeit von den Komplikationen um den großherzöglichen Titel ab. Der am 16. Dezember in Wien eingetroffene Alfonso d'Este bat den Kaiser allerdings persönlich, die Aktionen rund um die Ernennung fortzusetzen. Im Januar 1571 gewann Cosimo mit einer großen Summe den in den Niederlanden in eine Zwickmühle geratenen spanischen König für sich. Am 1. Mai 1572 starb Pius V., in den darauffolgenden Jahren sah sich der Kaiser in erster Linie wegen der wankelmütigen Haltung Spaniens zum Waffenstillstand mit Gregor XIII., dem neuen Florenz wohlwollenden Papst, gezwungen. Vier Jahre später, am 26. Januar 1576, nahm Francesco Medici, der Schwiegersohn Maximilians, aus dessen Händen den Titel des Großherzogs entgegen.⁵ Damit war die Praejudicium-Affäre beigelegt.

*

Aus diesem Zwist kannte Sambucus mehrere wichtige Persönlichkeiten. Mit Pius V. war er noch vor dessen Wahl zum Papst 1563 in Rom zusammengetroffen. Unser Autor spornte den Dominikaner mit dem Titel eines Bischofs von Mondovi an, die in der Biblioteca Vaticana verborgenen, unzähligen alten Kodizes zu studieren und veröffentlichen. Der Bischof jedoch, dessen großinquisitorische Tätigkeit alle seine Kräfte in Anspruch nahm, wich aus: „Lieber Sambucus, hinge es von mir ab, so würde ich die großartigen griechischen Bücher veröffentlichen und nicht dulden, daß sie von den Würmern verzehrt werden. Ich bin nur ein armer Ordensbruder (Fratrculus), meine Kraft reicht nicht aus.“⁶ Über diese Szene berichtete Sambucus 1566 seinem römischen Freund Kardinal Sirleto; zu einem Zeitpunkt also, als er mit gutem Recht annehmen konnte, daß der einstige Bischof

⁵ W. Bibl, a.a.O., S. 103 ff.

⁶ H. Gerstinger, *Die Briefe* . . . a.a.O., S. 75.

von Mondovi, der „arme Fraterculus“, als Papst Pius V. die Möglichkeit gehabt hätte, sich als Mäzen der Wissenschaften zu betätigen. Trotz der vertraulichen Anmerkung im Brief konnte Sambucus vom Mäzenatentum Roms nicht viel erwarten. Schon 1561 hatte er die diesbezügliche Haltung der Kurie verurteilt⁷ und diese Meinung verteten — wohl auch mitbedingt vom Treffen mit Mondovi —, die sich 1563 noch vertiefte.⁸ Im Unterschied zu Valla, der in Rom die höchste Instanz der heiligen Religion und wahren Wissenschaft sah,⁹ mußte Sambucus in Rom beobachten, wie Lateinisch, die Literatur der Foren und Rhetorik verfielen. Auch die Zukunft des von den Türken und anderen Barbaren bedrohten Humanismus malte er in einem hoffnungslosen Bild. Er konnte natürlich noch nicht ahnen, daß ihn die veränderten Umstände zum Verfassen eines Werkes veranlassen sollten, das als Angriff auf einen rechtlichen Stützpfiler der vom „armen Fraterculus“ geführten römisch-katholischen Kirche, auf die Konstantinische Schenkung, bewertet werden muß.

Am Wiener Hof stand Sambucus mit dem päpstlichen Nuntius Delphino Zuccharia in Verbindung¹⁰ und dieser war mit dem schon erwähnten Kardinal Guglielmo Sirleto befreundet,¹¹ dessen Hilfe Maximilians Diplomatie¹² zugute kam. Unter den Diplomaten befindet sich auch Johann Baptist Weber,¹³ der in erster Linie mit Florenz verhandelte. Weber war nicht nur Reichsvizekanzler Maximilians, sondern auch die wichtigste Gestalt in der *Gelehrtenbank* des Hofes und Mitglied des dreiköpfigen Geheimrates.¹⁴ Sambucus hatte mit Weber nicht nur offiziell Kontakt, sondern war mit ihm auch befreundet.¹⁵ Noch engere Bande bestanden zwischen Sambucus und Johann Ulrich Zasy zu Rabenstein (1521—1570), dem Reichs- und Hofvizekanzler Maximilians, ebenfalls Mitglied des Geheimrates. Von Zasy wurde Sambucus wiederholt über die neuesten politischen Ereignisse im Reich informiert, die er als Hofhistoriograph schon amtshalber kennen mußte.¹⁶ Als Mann, der zu den internen Angelegenheiten des Kaiserhofes Zugang hatte, mußte der Verfasser des Werkes „Über die kaiserliche Plenipotenz“ sowieso über die diplomatischen Manöver gegen die Kurie im Bilde sein.

⁷ J. Sambucus, *De imitatione ciceroniana*, Parisiis 1561, 11^{ab}.

⁸ J. Sambucus, *De imitatione ciceroniana*, Antverpiae 1563, B 7^a.

⁹ „mihi videntur religio sancta et vera litteratura pariter habitare et ubicumque altera non est, illic neque altera esse posse, et quia religio nostra aeterna etiam latina litteratura aeterna fore: quarum utraque cum in curia romana praecipue vigeat, quis amator litterarum, quemadmodum amator christianae religionis, non plurimum se apostolicae sedi debere fateatur.“ L. Valla, *De falso credita et ementita Constantini donatione*, W. Setz (Hrsg), Weimar 1976, S. 10.

¹⁰ H. Gerstinger, *Die Briefe...* a.a.O., S. 329 ff.

¹¹ H. Gerstinger, S. 19, 26, 33 ff.

¹² W. Bibl, a.a.O., S. 65.

¹³ W. Bibl, a.a.O., S. 73, 82, 103.

¹⁴ E. Vehse, *Geschichte des österreichischen Hofes und Adels und der österreichischen Diplomatie*, Hamburg 1851, Bd. VII., S. 292 ff.

¹⁵ H. Gerstinger, *Die Briefe...* a.a.O., S. 179, 181, 209 ff.

¹⁶ H. Gerstinger, *Aus dem Tagebuch des kaiserlichen Hofhistoriographen Johannes Sambucus (1531—1584)*, Wien-Graz-Köln 1965, S. 13, 16, 19 f.

Der als Hofarzt und Hofhistoriograph Maximilians II. tätige Humanist wurde ausgerechnet 1569, im Jahr als der Medici-Skandal ausbrach, neben seinem Rang als *Comes palatinus* mit dem Titel des Kaiserlichen Rates ausgezeichnet.¹⁷ Sollte das ein Zufall sein?

Im selben Jahre konnte er, wohl dank der freundschaftlichen, von Plantin aus Antwerpen erhaltenen Kunde, eine indirekte Erfahrung über die Greueln der Inquisitionsverfahren Pius V. machen: „Aus Antwerpen wird von einer grauenvollen Hetz auf die Buchhändler berichtet und daß mit überhaupt nichts Gutem gerechnet werden kann.“¹⁸ Wie zukunftsweisend diese Nachrichten über die Beschränkung der Geistesfreiheit waren, kann wohl am plausibelsten mit Sambucus ein paar Jahre später in Antwerpen veröffentlichtem Werk *Arcus aliquot triumphales* bewiesen werden, das den Siegern von Lepanto ein Denkmal setzte und zur Fortsetzung des Kampfes anspornte; dieses Werk konnte nur mit der Genehmigung eines in Antwerpen als Zensor tätigen Kanonikus veröffentlicht werden.¹⁹ Und in dem Brief vom 7. Juni 1571 klagte Sambucus seinem Baseler Freund Theodor Zwinger, daß bei seinem Verleger Plantin die Päpstlichen als Hemmschuh seiner Veröffentlichungen ihr Unwesen treiben.²⁰

Nach all diesem stellt sich die Frage nach der konfessionellen Zugehörigkeit Sambucus von selbst: Im Passus über das Jahr 1566 im *Conspectus Historiae Universitatis Viennensis* kann nachgelesen werden: „Jo. Sambucus... homo Lutheri dogmatibus depravatus.“²¹ Sambucus Freundeskreis läßt keinerlei Schlußfolgerungen über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Glaubensgemeinschaft zu, diesem Kreis gehören der dominikanische Großinquisitor Mondovi und dessen zur Verbrennung verurteiltes Opfer Aonio Paleario²² gleichermaßen an. Wir schließen uns der Meinung Hans Gerstingers an, der in Sambucus Tagebuchnotizen Sympathiebekundungen für die Hugenotten und Holländer entdeckt und auf dieser Grundlage feststellt, daß „seine Hinneigung zum Protestantismus außer Zweifel steht.“²³ Gerstinger drückt sich zurückhaltend aus und meidet es, Sambucus einen Protestanten zu nennen. Auch in der Einleitung zum Tagebuch stellt er lediglich fest, daß Sambucus „genauso wie sein kaiserlicher Gebieter dem Protestantismus zugeneigt war“.²⁴

¹⁷ H. Gerstinger, *Die Briefe* ... a.a.O., S. 17.

¹⁸ H. Gerstinger, *Aus dem Tagebuch* ... a.a.O., S. 32.

¹⁹ „Arcus hij Triumphales cum ascriptis, non habent quidquam Religioni contrarium aut fidei publ. offensium, possuntque imprimi quemadmodum reliquae antiquitates & gentilia. Sebastianus Baer Delphinus insig. Cathed. Ecclesiae S. Mariae Antverpiens. Plebanus & Canonicus.“ J. Sambucus, *Arcus aliquot triumphales in honorem Jani Austriae*, Antverpiae 1572, D 6^a.

²⁰ H. Gerstinger, *Die Briefe* ... a.a.O., S. 117.

²¹ J. Orbán, *Sámboky Jánosról* (Über Johannes Sambucus), Szeged 1916, S. 39 ff.

²² Cfr. *Ius & Philosophia. Ad Aonium Palearium*. J. Sambucus, *Emblemata*, Antverpiae 1564, S. 221 f.

²³ H. Gerstinger, *Die Briefe* ... a.a.O., S. 19.

²⁴ H. Gerstinger, *Aus dem Tagebuch* ... a.a.O., S. 4.

Wie bekannt, hatte der Kaiser in jungen Jahren mit dem Protestantismus heftig sympathisiert. Des Kaisers Bekenntnis: „Nicht päpstlich, nicht evangelisch, sondern ein Christ“²⁵, setzt also einen in Glaubensfragen unvoreingenommenen Herrscher voraus, der Zweifel aufkommen läßt, welcher christlichen Konfession er sich am ehesten verbunden fühlte. In einem Reich mit vielen Konfessionen konnte sich ein Monarch auch gar nicht anders verhalten, als die eigene religiöse Überzeugung diplomatisch zu verheimlichen und damit den Anschein der Neutralität zu erwecken. Nur so konnte er die in Glaubensfragen immer unnachsichtigeren Parteien im Griff behalten. Das veranschaulicht auch Maximilians vermittelnde, beschlichtende Rolle während des niederländischen Aufstandes 1566, als er den Anwärter auf den Titel „Champion des Katholizismus“, Philipp II., zu Nachgiebigkeit und Toleranz gegenüber den Aufständischen mahnte.²⁶ Es war bestimmt nicht leicht, die Rolle des Friedensstifters zu spielen; es kam nicht selten vor, daß ihn daran gerade die Kurie hinderte.

Besonders scharf gestaltete sich der Kampf zwischen Maximilian und der Kurie in der sogenannten Obediens-Frage. Der Papst lehnte nämlich die Aussagen in den Werken Nicolaus Cusanus und Lorenzo Vallas ab, die die *Donatio Constantina*, die als rechtliche Grundlage der Translatio-Theorie der Kurie diente, als Fälschung brandmarkten. Christi Statthalter auf Erden (Vicarius Christi) beanspruchte nämlich die oberste irdische Instanz für sich und wollte dementsprechend auch Maximilian zu Gehorsam zwingen. Der Kaiser bestand aber auf seiner kirchenunabhängigen Staatspolitik und ließ den Papst wissen, daß bei der Klärung der Widersprüche in der Obediens-Frage das Wort „Gehorsam“ bestimmt nicht am Platz sei, weil er, der Kaiser, unter den gegebenen Bedingungen auch die Interessen seiner nicht-katholischen Untertanen repräsentieren müsse, so daß es nicht rechtens sein kann, dem Oberhaupt der katholischen Kirche unbedingten Gehorsam zu schwören. In den Anweisungen für seine Gesandten betonte der Kaiser immer wieder, daß sie sich unter keinen Umständen die Verwendung des Wortes *Obedientia* abnötigen lassen dürfen.²⁷

Unter diesen Bedingungen ist es leicht vorstellbar, daß Maximilian auf den an seinem Hofe tätigen Arzt und Historiographen, den protestantisch eingestellten Sambucus, aufmerksam wurde; dessen wissenschaftlicher Ruf und philologischen Fähigkeiten mit jenen der bekanntesten Gelehrten der Zeit wetteiferten. Gerade deshalb war es ganz natürlich, daß der Kaiser den Gelehrten mit der viel Sachkenntnis und Fingerspitzengefühl erfordernden wissenschaftlichen Klärung der Machtfrage in puncto Medici-Krönung betraute. Sambucus Werk, das aus aktuellem Anlaß, dem Fall Medici, verfaßt wurde, ist eigentlich die Antwort auf die Obediens-Frage: die Ablehnung der weltlichen Macht des Papstes. Mit diesem

²⁵ W. Bibl, Zur Frage der religiösen Haltung Kaisers Maximilian II, in: *Archiv für österreichische Geschichte*, Bd. 106, 2. Hälfte, Wien 1918, S. 292 ff.

²⁶ W. Bibl, a.a.O., S. 306, 334.

²⁷ H. Zwiedineck-Südenhorst, Die Obediens-Gesandtschaften der deutschen Kaiser an den römischen Hof im 16. und 17. Jahrhunderte. In: *Archiv für österreichische Geschichte*, Bd. 58, Wien 1879, S. 177 ff.

Auftrag wollte der Kaiser sein Auftreten gegen den Papst bestimmt auch auf ideologischer Ebene vorbereiten. Am 22. Juli 1571 beendete Sambucus sein Werk.

Dem Begleitschreiben zufolge gelangte das Büchlein aber auch im besten Fall erst am 5. August in des Kaisers Hand. In den fast vier Monaten, die zwischen der Beauftragung Sambucus — wahrscheinlich im April 1571 — und dem fertigen Werk vergangen waren, hatte sich die politische Lage gründlich verändert. Eigentlich hatte der Papst seinen Standpunkt aufgegeben und des Kaisers Autorität über Florenz anerkannt; die christlichen Herrscher hatten die Liga gegen die Türken gegründet, so daß das „Büchlein“ gegen den Papst nicht mehr aktuell war. Dem Verfasser, der nun auch die Befreiung seiner Heimat erhoffte, tat das wohl auch nicht Leid. Er bemühte sich dem vorher so dringenden Anliegen gerecht zu werden und eine versöhnliche Lösung zu finden, die einerseits die Einmischung des Papstes in weltliche Angelegenheiten kategorisch ablehnte, andererseits aber sehr vorsichtig formuliert werden mußte, um nicht als Anklageschrift des Protestantismus ausgelegt werden zu können, der sich der Konstantinischen Schenkung mit Vorliebe anzunehmen pflegte. Im Namen der „universalen Christenheit, d.h. des Deutschen Reiches“ will Sambucus deshalb unter dem Vorwand, die Würde dieses Reiches zu verteidigen, nicht die kirchliche(!) Rolle des Papstes schmälern, sondern die kirchlichen und weltlichen Befugnisse nur klar umgrenzen. Der Umstand, daß Sambucus den Namen des Reiches absichtlich ohne das Beiwort „römisch“ nennt, erwächst logisch der zu Beginn des Werkes verwendeten Anrede, derzufolge der Kaiser von seinen Untertanen gewählt und von Gott gekrönt wird. Ursprünglich stammt dieser Gedanke von Luther, demzufolge das deutsche Reich nicht das Ergebnis einer Translation ist, die Translation-Theorie der Kurie ganz offensichtlich eine Lüge ist, weil der Papst außerstande ist, jemanden jene weltliche Macht zu übertragen, die er gar nicht besitzt. Hier wird auch ausgesprochen, daß der Kaiser nicht von der Kurie, sondern den deutschen Fürsten gewählt wird. Die Deutschen verdanken das römische Reich nicht päpstlicher Gunst, sondern Karl dem Großen und besitzen es *iure belli*.²⁸

Außer für Gott und die Kurfürsten hatte auch Sambucus keine Rolle für den Papst übrig. Schon elf Jahre früher hatte ein anderer ungarischer Autor, Márton Rákóczi, in gleichen Sinne mit einem Vorfahren Maximilians, nämlich Rudolf von Habsburg, argumentiert, der „lieber nicht nach Italien um die Reichskrone gegangen war“,²⁹ als daß er durch diesen Akt die Oberhoheit des Papstes anerkannt und sich diesem gegenüber gedemütigt hätte. Im Anhang zum Werk *Über die kaiserliche Plenipotenz*, den emblematischen Versen *Caesares Austriae X*, ließ sich Sambucus über die Herrschaft Rudolfs ähnlich aus (3. Zeile).³⁰

²⁸ W. Goetz, *Translatio imperii*, Tübingen 1958, S. 285 ff.

²⁹ M. Rákóczi, *De partibus reipublicae et causis mutationum Regnorum*, Viennae 1560, B 3^b.

³⁰ „RODOLPHVS HABSPVRGVVS // Primus ego summis decorauī fascibus altam / Progeniem habsburgi, munia firma sequor. / Non adij ROMAM, siquidem mea scepra ualebant, / Vrbes multauī sed tamen Ausonias. . .“ J. Sambucus, ΠΕΡΙ ΠΑΝΑΥΘΕΝΤΕΙΑΣ ΣΙΒΕ <DE> ΜΑΙΕΣΤΑΤΕ ΙΜΠΕΡΑΤΟΡΙΣ ΕΤ QUORUNDΑΜ ΠΡΑΕΙΥΔΙCΙΟ ΣΙΒΕ ΔΟΝΑΤΙΟΝΕ ΚΟΝΣΤΑΝΤΙΝΙΑ, *Caesares Austriae X* ÖNB Cod. Vind. Lat. 9534, S. 37.

Sambucus' Schrift zufolge könnten die Päpste nur akzeptiert werden, wenn sie den Dingen der Ewigkeit und nicht der Nachahmung des Vergänglichen dienen würden, wenn sie in Petrus' Fußstapfen wandeln würden und sich nicht mit der Kraft der Monarchie brüsten wollten.³¹ Im Anspruch auf das *ius gladii* erkennt Sambucus den monarchischen, verweltlichten Charakter des Kirchenstaates. Er erhebt die Stimme gegen die Todesstrafen der Inquisition.

Er ist der Meinung, daß die Kirchensteuern nicht zur Linderung der Armut des Volkes, sondern der „Mast dieses schon übertrieben herrschaftlichen Zustandes“³² verwendet werden. Im Empfehlungsschreiben an den Kaiser heißt es deshalb, daß „dem Papst die Dinge des Glaubens nur dann überlassen werden dürfen, wenn er rechtens denkt“,³³ aber auch dann nur unter der Aufsicht des Kaisers. Folgendes Zitat enthält die Quintessenz des Werkes: „Die Verwirrung des Glaubens und dessen Anarchie können nicht gebilligt werden, dem Kaiser stehe aber mehr Recht zu, Einsicht in Glaubensangelegenheiten zu gewinnen, die Seelsorger zu warnen, zu verweisen, als den Seelsorgern, Güter zu horten, die Dispute der Fürsten zu regeln, Kriege zu beginnen, Haß zu schüren.“³⁴

An dieser Stelle sei darauf aufmerksam gemacht, daß Sambucus in dem emblematischen Vers, dem Lob auf die Macht Karls V., die Ereignisse des *Sacco di Roma* (d. h. der Plünderung Roms) (4. Zeile) gleichzeitig als Tugend des Herrschers des *res publica christiana* und als dem Papst erteilte Rüge versteht.³⁵

Die Kurienfeindlichkeit und das Porträt des seine Pflichten vernachlässigenden und damit zum Tyrannen und Ketzer entartenden Kirchenoberhauptes³⁶ sind bei Sambucus nicht Selbstzweck, sondern dienen den Interessen Maximilians, der entschiedenen Ausklammerung der Kirche aus weltlichen Angelegenheiten, wie das

³¹ „Hinc [sc. de ficta donatione Constantinia] Regnum splendidum, triplex Corona, tot scepra, ius in homines Deosque ortum: nec invidio, si conscientia aeternorum, non imitatione caducorum nitantur, si Petri uestigia, non Monarchiae uim ostentent.“ J. Sambucus, a.a.O., S. 13.

³² „Mandauit ille [sc. Constantinus], ut Damasi quoque scriptum in archiuis latitans Urbis testatur, annona et tuti prouentus egenis et uexatis sumtusque annuj dependerentur, hocque est, quod Platina opinatur, certum uectigal a Ciuitatibus contributum ad difficultates rerum quotidie accidentium subleuandas, pietatis amplitudinem, non hunc statum herilem nimirum saginandum.“ Ebd.

³³ J. Sambucus, a.a.O., S. 8.

³⁴ „Sensus est, omnis caput esse in membris praecipuum, id alijs anteponendum: quod conuentus, controuersias edicat, moderetur: nec probanda est confusio, et anarchia religionis: uerumtamen Caesaris plus interest inspicere, quid de religione fiat, monere, castigare mentium Custodes, quam horum externa, et opes cumulare, temperare lites Ducum, bella moliri, odia fouere, Imperio sacro sese praeponere. Per nos, modo obeant sua officia, proprie functionibus satisfaciant pontifices, catholici nomen postibus, et parietibus inscribant, non Meletij Martyrum affigant. Distincta munera optamus, caritatem, modestiam.“ J. Sambucus, a.a.O., S. 28.

³⁵ „CAROLVS V. // Carolus haud multos post annos scepra suorum / Continuans uictor Nerea pressit, humum. / Indiae, et Europae populi, Lybiaeque fatentur / Romaque cum forti Teutone sensit herum...“ *Caesares Avstriae X*, in: J. Sambucus, a.a.O., S. 41.

³⁶ „... et Interpretatores Iuris uestri... certis se limitibus cohibere, adulationem fugere cum docent: Pontifici in fidei rebus meliores rationes aliorum omnibus quidem praeferendas: quod si dubiae sint, patrum omnino esse sequendam opinionem: quos si Pontifex non audiat, pro haeretico habendum.“ J. Sambucus, a.a.O., S. 32.

schon der illustre Theoretiker der Staatstheorieschule von Salamanca Francisco Vitoria getan hatte.³⁷ Daß dies angedeutet wird: nur Herrscher könnten einen gerechten Krieg führen, ist ebenfalls eine Anlehnung an diesen Klassiker der spanischen staatstheoretischen Literatur.

Unser vorrangiges Ziel ist nicht eine Analyse, sondern nur die Bekanntgabe des Werkes. Es sei aber gestattet zu behaupten, daß es ein eigenständiges, auf ursprünglicher Argumentation basierendes Werk und auf keinen Fall eine Epigonenkopie Vallas ist. Unser Autor schreibt selbst, daß Valla einen Weg einschlug, der von der Argumentation der anderen abweicht.³⁸ Im Empfehlungsschreiben teilt er seinem Herrn, Kaiser Maximilian, stolz mit, daß dieser im Werk Dinge lesen werde, „die andere nicht gelesen und nicht bemerkt haben“.³⁹ Der grundlegende Unterschied zwischen Valla und Sambucus liegt darin, daß Valla nur beweisen wollte, daß die lateinische Konstantinische Schenkung eine Fälschung ist, während Sambucus das von Bartholomäus Picernus nach Valla ausgegrabene sogenannte griechische „Original“ *Θεσπισμα*,⁴⁰ das selbstverständlich die Echtheit der Donatio beweisen sollte, widerlegen wollte. Für Sambucus muß das keine besonders schwere Aufgabe gewesen sein, denn die größten Hellenisten der Zeit, Joachim Camerarius, Adrien Turnèbe, Jean Dorat und Henri Étienne, waren seine Lehrmeister oder Freunde.⁴¹

Es lohnt sich, auf einen philologischen Aspekt der Arbeitsmethode unseres Autors aufmerksam zu machen, auf die Anwendung der Numismatik. Schon 1560/61 hatte er die Besichtigung der im Besitz des bekannten Sammlers Henry de Mesmes befindlichen „sehr seltenen und alten“ Münzen empfohlen.⁴² Die Briefe aus dieser Zeit belegen die lebhaft numismatische Tätigkeit Sambucus', der z.B. mit dem Kustos der Münzsammlung des französischen Königs Jean Grolier in Verbindung stand.⁴³ Sambucus blieb bis an sein Lebensende Numismatiker, der eine aus rund 700 Münzen bestehende wertvolle Sammlung sein eigen nannte, aus der er auch einige Exemplare im Anhang seiner Emblemata-Ausgaben veröffentlichte. Sambucus katalogisierte seine Sammlung eigenhändig, als er sich 1583, um

³⁷ T. Wittman, Vitoriától Suárezig (Von Vitoria bis Suarez), *Egyetemes Filológiai Közlöny* 1966, S. 59.

³⁸ J. Sambucus, ΠΕΡΙ ΠΑΝΑΥΘΕΝΤΕΙΑΣ... a.a.O., S. 14.

³⁹ J. Sambucus, ΠΕΡΙ ΠΑΝΑΥΘΕΝΤΕΙΑΣ... a.a.O., S. 7.

⁴⁰ W. Setz, a.a.O., S. 36.

⁴¹ „SED Genus fuisse munificentiae, quo occidentis possessio sit Episcopis relicta, diadema fuisse a uertice reiectum, ministerio seruili Caesarem ad pedes sessoris abiectum, difficile de scriptoribus id ullis, nisi corruptis, unquam coëgeris, qui, cum omnes fere sacri fuissent, eiusmodi amplitudinem Syluestro delatam minime reticuisent. *Gratia ego fictum Canonistarum theologorumque istud προσβειαν puto, ignorantia Principum auctum, nec in uetustioribus manu exaratis Codicibus inuenitur. Inspexi, conquisiui ipse in Gallijs, Belgis, Italia, Germania trecentorum annorum eius argumenti libros, alios, ut idem facerent, non ociose monuj, sed nuspiam haec prodiga largitio comparuit.*“ J. Sambucus, ΠΕΡΙ ΠΑΝΑΥΘΕΝΤΕΙΑΣ... a.a.O., S. 13.

⁴² H. Gerstinger, *Die Briefe*... a.a.O., S. 55.

⁴³ H. Gerstinger, *Die Briefe*... a.a.O., S. 55 ff.

seine finanziellen Schwierigkeiten zu überwinden, von der Sammlung trennen mußte, sie an Rudolf II. verkaufte.⁴⁴ Während für den Kaiser Rudolf die Numismatik nicht mehr als ein aristokratisches „Hobby“ war, so war sie für Sambucus eine Hilfswissenschaft. In seinem 1564 erschienenen *Ars poetica*-Kommentar zeichnet er in einer Deutung der 202. Zeile von Horaz die Entwicklungsgeschichte der griechischen Flöten (d.h. der Tibien) auf. Als Beweis für seine Argumentation nennt Sambucus eine in seiner Sammlung befindliche Münze aus der Zeit Mark Aurels.⁴⁵ Im Argumentationssystem seines Werkes *Über die kaiserliche Plenipotenz* spielt eine als historische Quelle angegebene antike Münze aus der Zeit des Kaisers Konstantin⁴⁶ eine ähnliche Rolle.

In Kenntnis dieser Tatsachen, daß nämlich die Numismatik als Hilfswissenschaft der Geschichte verstanden werden muß, steht Sambucus in der Wissenschaftsgeschichte im Europa der Renaissancezeit die Rolle des Bahnbrechers zu.

⁴⁴ G. Faludi, *Sámboki János éremgyűjteménye* (Die Münzsammlung des Johannes Sámboky), *Numizmatikai Közlöny*, 1933—1934, S. 89 ff.

⁴⁵ J. Sambucus, *Ars poetica Horatii, et in eam paraphrasis et παρακρολαι sive Commentariolum*, Antverpiae 1564, S. 135.

⁴⁶ „Est penes me nummus quoque prisci operis aureus, imagine CONSTANT[INI] cuius auersa parte liberalitate insigni, antiquior facies praefert: — CONSTANTINOPOLIS posterior M. ECCLESIAM P. DOTAVIT etc. Cuius numismatis exemplum cum ego sulphure exceptum, magnis Cardinalibus aliquando Romae ostendissem: fictum esse, reperiri eius argumenti tam uetus monumentum posse negabam ni suis autoritatibus . . .“ J. Sambucus, ΠΕΡΙ ΠΑΝΑΥΘΕΝΤΕΙΑΣ . . . a.a.O., S. 18.

CLAUS UHLIG
(Marburg/Lahn)

HISTORIOGRAPHIE UND DRAMA
BEMERKUNGEN ZU SHAKESPEARES *RICHARD III.*
UND *RICHARD II.*

I

Die Literaturwissenschaft tut sich schwer, wenn sie im Vertrauen auf gattungspoetische Systematik und generische Norm literarhistorische Prozessualität nachzuzeichnen oder interpretatorische Heuristika auszumachen gedenkt.¹ Allzu oft nämlich sind die ihr vorgegebenen Texte gar nicht eindeutig generisch fixiert, was insbesondere für nicht-klassische Epochen gelten dürfte. Als eine solche wäre nun ohne Zweifel auch die Renaissance anzusprechen, die in ihrer Frontstellung gegen das Mittelalter und ihrer Anbahnung des Neuen auf literarischem Sektor eigentlich durchweg mit gemischten Textsorten aufwartet,² die keine eindeutige Rezeptionsvorgabe enthalten, sondern statt dessen zum Studium der vielfältigsten Interferenzphänomene einladen.

Nehmen wir zum Beispiel die Worte, mit denen Polonius im *Hamlet* (ca. 1600) die Ankunft der Schauspieler meldet (II, 2,392—397):

The best actors in the world, either for tragedy, comedy, history, pastoral, pastoral-comical, historical-pastoral, tragical-historical, tragical-comical-historical-pastoral, scene individable, or poem unlimited. Seneca cannot be too heavy nor Plautus too light. For the law of writ and the liberty, these are the only men.³

¹ Vgl. hierzu C. Guillén, *Literature as System: Essays Toward the Theory of Literary History*, Princeton, N. J. 1971; sowie E. D. Hirsch, jr., *Validity in Interpretation*, New Haven—London 1967; repr. 1973, bes. S. 68 ff. zum Vertrauen auf generische Norm im Akt der Interpretation.

² Vgl. dazu etwa nur R.L. Colie, *The Resources of Kind: Genre-Theory in the Renaissance*, B.K. Lewalski (Hrsg.), Berkeley—Los Angeles—London 1973, S. 30, 76 ff.; und A. Fowler, *Kinds of Literature: An Introduction to the Theory of Genres and Modes*, Oxford 1982, S. 11 f., 45 ff., 252 ff.

³ Shakespeare wird hier und im folgenden zitiert nach *The Complete Works*, P. Alexander (Hrsg.), *The Tudor Edition*, London—Glasgow 1951; repr. 1966.

Diese Stelle wirft trotz — oder gerade wegen — der offenkundigen Selbstparodie Shakespeares⁴ ein bezeichnendes Licht auf die besagte generische Vielfalt der Renaissance, zugleich aber auch auf die dadurch bedingte Instabilität des Gattungssystems überhaupt.⁵ Vor allem die Position von „history“ in Polonius' Aufzählung verstärkt diesen Eindruck, fällt sie doch aus dem gattungstheoretischen Spektrum der Renaissance heraus, dessen hierarchische Ordnung in der Regel von Epos und Tragödie angeführt wird.⁶ Ja, im Grunde ist die „history“, die Historie oder das Historiendrama, eine neue Gattung der Renaissance, namentlich der englischen, die ihre Daseinsberechtigung als literarische Form erst noch beweisen muß.

Damit ist sie von vornherein eingelassen in die Auseinandersetzung zwischen Geschichtsschreibung und Dichtung, wie Sir Philip Sidney (1554—86) sie unter Berufung auf Aristoteles und unter Rückgriff auf die kontinentaleuropäische Diskussion in seiner *Defence of Poesie* (geschrieben um 1583, veröffentlicht postum 1595) gedrängt reflektiert. Danach behandle die Dichtung das Allgemeine, „the universall consideration“, und sei daher philosophischer, „more Philosophicall“, als die Historie, die sich dem Besonderen, „the particular“, verschrieben habe.⁷ Allen Gattungsmischungen abhold — von ihm stammt das abschätzige Wort von der „mongrell Tragicomedie“⁸ —, beharrt Sidney in seiner Verteidigung der Dichtkunst, und zwar gerade auch dort, wo er die einheimische literarische Praxis seiner Zeit anspricht, auf dem neoklassizistischen Prinzip des *decorum*, womit er von einer Norm ausgeht, die als solche für die elisabethanische Literatur noch gar nicht veranschlagt werden kann.

Aufschlußreicher für das Verständnis ihrer generisch so heterogenen Texte wäre demgegenüber die historiographische Methodenreflexion Roger Aschams (1515—68) — übrigens die erste ihrer Art aus der Feder eines englischen Renaissancehumanisten — in seinem *Report of the Affaires and State of Germany* (geschrieben 1553, veröffentlicht postum 1570), wo er unter anderen Thukydides, Homer und Chaucer in einem Atemzug als vorbildliche Historiker klassifiziert.⁹

⁴ Vgl. *Hamlet*, H. Jenkins (Hrsg.), *The Arden Shakespeare*, London—New York 1982, S. 259.

⁵ Vgl. dazu A. Nicoll, 'Tragical-Comical-Historical-Pastoral: Elizabethan Dramatic Nomenclature', *Bulletin of the John Rylands Library*, 43 (1960/61), S. 70 ff.; und W. Habicht, *Studien zur Dramenform vor Shakespeare: Moralität, Interlude, romanesques Drama*, Heidelberg 1968, S. 11, 18 f.

⁶ Vgl. dazu R. Ahrens, *The Poetics of the Renaissance and the System of Literary Genres*, in: *Functions of Literature: Essays Presented to Erwin Wolff on His Sixtieth Birthday*, U. Broich (Hrsg.), et al., Tübingen 1984, S. 101 ff.

⁷ Sir P. Sidney, *The Defence of Poesie*, W. Clemen (Hrsg.), Heidelberg 1950, S. 19; s. ebd., S. 16 f. zum Unterschied zwischen Philosophie und Dichtung. Zum weiteren Kontext der *Defence* vgl. C. Uhlig, *Sidneys Defence of Poesie und die Poetik der Renaissance*, in: *Englische und amerikanische Literaturtheorie: Studien zu ihrer historischen Entwicklung*, R. Ahrens und E. Wolff (Hrsgg.), 2 Bde, Heidelberg 1978/79, Bd. I, 73 ff.; und zum engeren Problem der Klassifizierung von *history* und *poetry* im englischen 16. Jahrhundert vgl. A. B. Ferguson, *Clio Unbound: Perception of the Social and Cultural Past in Renaissance England*, Durham, N. C. 1979, S. 28 ff.

⁸ P. Sidney, *The Defence* . . . , a.a.O., S. 44.

⁹ R. Ascham, *English Works*, W.A. Wright (Hrsg.), Cambridge 1904; repr. 1970, S. 121 ff., bes. S. 126; vgl. auch A. B. Ferguson, *Clio Unbound*, a.a.O., S. 21 ff.

Schon daraus allein erhellt das gattungspoetische Nomenklaturproblem der elisabethanischen Zeit, das sich dann in der umfassendsten und eindringlichsten Poetik der Epoche, George Puttenham's (ca. 1529 — ca. 1590) *Arte of English Poesie* (1589), fortsetzt, die ihrerseits zu keiner klaren Unterscheidung zwischen Historie und Poesie gelangt. Im Gegenteil: wenn Puttenham das Epos erörtert, läßt er dessen historische und poetische Aspekte in dem Terminus „Poesie historical“ zusammenfallen.¹⁰ Dazu paßt, daß er etwas später, bei dem Überblick über die englische Literaturgeschichte bis zu seiner Zeit, den spätmittelalterlichen Verschronisten Hardyng wie folgt lobt: „*Harding* a Poet Epick or Historicall, handled himselfe well according to the time and maner of his subiect.“¹¹ So wie hier bleiben die faktischen und terminologischen Grenzen zwischen Dichtung und Geschichte allenthalben fließend in der englischen Renaissance,¹² auch wenn Edmund Spenser (1552—99), der Dichter der *Faerie Queene* (1590, 1596), sich in seinem zur Interpretation des Epos abgefaßten Widmungsbrief an Sir Walter Raleigh (1589) nachdrücklich — und auch weitsichtiger als Puttenham — um eine methodisch fundierte Klärung der in Rede stehenden Gattungsproblematik bemüht:

For the Methode of a Poet historical is not such, as of an Historiographer. For an Historiographer discourseth of affayres orderly as they were donne, accounting as well the times as the actions, but a Poet thrusteth into the middest, euen where it most concerneth him, and there recouring to the thinges forepaste, and diuining of thinges to come, maketh a pleasing Analysis of all.¹³

Nicht an Chronologie und überlieferte Fakten gebunden wie der Historiker, kann der Epiker, „the Poet historical“, sich gleich (nach antikem Muster) *medias in res* stürzen und auf drei Zeitebenen zugleich operieren. Das konstituiert die dichterische Freiheit, wie Spenser selbst sie in der *Faerie Queene* durch die poetische Indienstnahme der legendären Vergangenheit seiner Nation beansprucht hat.

Es geschieht nun im Namen ebendieser Freiheit, daß Sidney in der *Defence* seinen regellos dichtenden Zeitgenossen, am Beispiel der Tragödie sprechend, entgegenhält:

And do they not know that a Tragidie is tied to the lawes of Poesie and not of Historie: not bounde to follow the storie, but having liberty either to faine a quite new matter, or to frame the Historie to the most Tragicall convenience.¹⁴

¹⁰ G. Puttenham, *The Arte of English Poesie*, G. D. Willcock und A. Walker (Hrsgg.), Cambridge 1936; repr. 1970, I, xix., S. 39.

¹¹ Ebd., I, xxxi., S. 62. Hervorhebung im Text.

¹² Vgl. W. Nelson, *Fact or Fiction: The Dilemma of the Renaissance Storyteller*, Cambridge, Mass. 1973, S. 38 ff., bes. S. 39.

¹³ E. Spenser, *Faerie Queene*, J. C. Smith (Hrsg.), 2 Bde, Oxford 1909; repr. 1961, Bd. II, S. 485 ff., Zitat S. 486; vgl. ebd., S. 485, wo Homer unter die „Poets historical“ gerechnet wird, was sich mit Puttenham's Terminologie deckt.

¹⁴ P. Sidney, *The Defence* . . . , a.a.O., S. 43.

Und für das nunmehr neu in den literarischen Kanon eingedrungene Historien-drama folgt aus dem Postulat der dichterischen Freiheit die Notwendigkeit der dramaturgischen Zuspitzung auf den wesentlichen Punkt des Geschehens, weshalb Sidney die Verfasser einer „Historie“ mahnt: „... they must not (as *Horace* saith) beginne *ab ovo*, but they must come to the principall poynte of that one action which they will represent.“¹⁵

Hiermit wird unser Augenmerk wieder auf den eingangs zitierten Text gelenkt (dessen Autor Sidney freilich nicht kennen konnte), denn wenn nicht gar von Shakespeare erfunden, so doch gewiß von ihm zur höchsten Blüte geführt, hat das elisabethanische „history play“ — auch Termini wie „lamentable history“, „tragicall history“, „comicall history“ oder „famous history“ begegnen in der Nomenklatur der Zeit —, ganz abgesehen von seiner Verankerung in der nationalen Geschichte Englands, teil an einer Reihe anderer, schon vor ihm existierender Textgattungen, denen es auch in der generischen Bezeichnung „chronicle“ an die Seite treten kann.¹⁶ Die beiden Herausgeber der *First Folio* der Werke Shakespeares (1623) haben die Dramen der Lancaster-Tetralogie, der York-Tetralogie sowie *King John* und *King Henry VIII* konsequenterweise unter dem Begriff „Histories“ subsumiert und die ganze Gruppe dann zwischen den „Comedies“ und „Tragedies“ angesiedelt.¹⁷ In der Tat begegnet man in Shakespeares Historiendramen dem Komischen — man denke besonders an *King Henry IV* — ebenso wie dem Tragischen — hier drängt sich besonders *King Richard II* auf —, so daß die Zwischenstellung der „Histories“ in der Folio-Ausgabe voll gerechtfertigt ist.

Indessen nicht so sehr auf die dadurch bezeichneten intragenerischen Affinitäten wollen wir uns im folgenden konzentrieren als vielmehr auf die bereits erwähnten Interferenzphänomene, wie sie jetzt namentlich zwischen der systematisch so prekären neuen Gattung des Historiendramas einerseits und der längst etablierten Historiographie andererseits auftreten dürften. Genauer wäre dabei zu fragen, inwieweit der Wandel vom Mittelalter zur Renaissance innerhalb der Historiographie selbst einen Niederschlag im „history play“ Shakespeares gefunden hat.

II

Das Mittelalter kennt als vorherrschende Formen der Historiographie Annalen und Chroniken. Wie schon der Name verrät, sind die Annalen seit den Tagen des antiken Rom an den Kalender gebunden, woran sich bis zur Karolingischen Ära, der Blütezeit der Annalistik, im wesentlichen nichts ändern

¹⁵ Ebd., S. 43. Hervorhebung im Text.

¹⁶ Zum elisabethanischen Historiendrama vgl. etwa nur die folgenden Standardwerke: E. M. W. Tillyard, *Shakespeare's History Plays*, London 1944; repr. 1959; L.B. Campbell, *Shakespeare's „Histories“: Mirrors of Elizabethan Policy*, San Marino, Calif. 1947; repr. 1963; und I. Ribner, *The English History Play in the Age of Shakespeare*, Princeton, N. J. 1957.

¹⁷ Vgl. die oben in Anm. 3 zitierte *Tudor Edition* der *Complete Works*, S. xxxii.

soll. Und die Annalen ihrerseits sind dann die Voraussetzung für die christliche Chronik des Mittelalters, die nach dem Vorbild des Eusebius (4. Jh. n. Chr.) universalhistorisch ausgerichtet ist und das Wirken Gottes in der Zeit (daher der Terminus) nachzuzeichnen versucht.¹⁸ Mag diese Zielsetzung sich im späteren Mittelalter auch zur nationalhistorischen Perspektive hin verengen und dadurch im jeweiligen Einzelfall konkreter werden, so verdienen weder Chroniken noch Annalen, da primär dem bloßen chronikalischen Prinzip verpflichtet, die Bezeichnung „Geschichte“ im modernen Sinne des Wortes.

Dies ändert sich mit der Renaissance, denn nun wird die Geschichte in direktem Rückgriff auf die Antike säkularisiert, rhetorisiert und politisiert — ein Prozeß, der sich über den Zeitraum von etwa 1350 bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts erstreckt.¹⁹ Nicht mehr Eusebius mit seiner Kirchengeschichte, sondern Livius mit seiner Geschichte Roms ist für die Humanisten der Renaissance jetzt das Paradigma, versteht der römische Historiker doch, obwohl von den vorhergehenden Annalisten beeinflusst, Geschichte zu erzählen und die überlieferten Begebenheiten durch Bindung an herausragende Individuen dramatisch zuzuspitzen.²⁰ Zur Narrativik gesellt sich bei den frühen italienischen Renaissance-Historikern — und sie sind die Pioniere der skizzierten Entwicklung — noch die Rhetorik, mit deren Hilfe das zu Berichtende, und zwar insbesondere durch erfundene Reden, amplifiziert und ausgeschmückt wird.²¹ Daß bei einer solchen Praxis der Humanisten, wie sie sich namentlich bei den offiziellen Historiographen einiger italienischer Stadtstaaten antreffen läßt, die Geschichtsschreibung zur bloßen Stilübung degenerieren kann, hat freilich gegen Ende des 16. Jahrhunderts ein Montaigne bei aller Liebe zur Historie, insbesondere in der Manier Guicciardinis, nicht verkannt. Entsprechend kritisch äußert er sich in dem Essay „Des livres“ über allzu eigenmächtig und literarästhetisch vorgehende zeitgenössische Historiker:

Qu'ils estalent hardiment leur éloquence et leurs discours, qu'ils jugent à leur poste; mais qu'ils nous laissent aussi dequoy juger apres eux, et qu'ils n'alterent ny dispensent, par leurs racourcimens et par leur choix, rien sur le corps de la matiere, ains qu'ils nous la r'envoyent pure et entiere en toutes ses dimentions.²²

¹⁸ Vgl. dazu B. Smalley, *Historians in the Middle Ages*, London 1974; sowie bes. E. Breisach, *Historiography: Ancient, Medieval, and Modern*, Chicago—London 1983, S. 101, 103.

¹⁹ Vgl. E. Breisach, *Historiography*, a.a.O., S. 153 ff.

²⁰ Vgl. bereits E. Fueter, *Geschichte der neueren Historiographie*, München—Berlin 1911; 1936³, S. 9 ff.; sowie ferner P. Burke, *The Renaissance Sense of the Past*, London 1969.

²¹ Vgl. E. Fueter, a.a.O., S. 9 ff.; und aus der neueren Literatur N. S. Struever, *The Language of History in the Renaissance: Rhetoric and Historical Consciousness in Florentine Humanism*, Princeton, N. J. 1970, bes. S. 37.

²² M. de Montaigne, *Essais*, A. Thibaudet (Hrsg.), Bibliothèque de la Pléiade, 14, Paris 1950, II, x, S. 447 ff., Zitat S. 460; vgl. hierzu auch F. Gilbert, *The Renaissance Interest in History*, in: *Art, Science, and History in the Renaissance*, Ch. S. Singleton (Hrsg.), Baltimore—London 1967, S. 373 ff., bes. S. 378.

Montaignes Kritik liest sich wie ein Postulat oder eine methodische Anweisung, fast schon im Sinne des viel späteren Historismus²³, wohingegen die humanistischen Historiker hauptsächlich ganz pragmatisch am jeweiligen Gegenwartsbezug der Geschichte interessiert sind und didaktisch auf ihre Zeit einwirken wollen.²⁴ Daher der Hang zur Rhetorik, der doch nicht in allen Fällen darüber hinwegtäuschen kann, daß die wahre Differenz zwischen Mittelalter und Renaissance historiographisch in Quellenkritik, reiferem Urteilsvermögen sowie rationaler Ursachenforschung besteht.²⁵

Zwar weist das England der Tudors keine Theoretiker der Historiographie vom Range Bodins oder La Popelinières auf, aber selbst die noch so rudimentären methodologischen Überlegungen des bereits erwähnten englischen Humanisten Roger Ascham machen es dem Historiker zur Pflicht, „to marke diligently the causes, coüsel, actes, and issues in all great attemptes.“²⁶ Selbst der noch ganz der mittelalterlichen *De casibus*-Tradition verhaftete *Mirror for Magistrates*, diese zuerst 1559 veröffentlichte und ebenso populäre wie literarisch einflußreiche Sammlung von Klagemonologen in Versform, kritisiert den 1516 im Druck hervorgetretenen englischen Chronisten Robert Fabyan dafür, daß er historischen Ursachen keine Beachtung geschenkt habe:

Vnfruytfull Fabyan folowed the face
Of time and dedes, but let the causes slip:
Whych Hall hath added . . .
Thus story writers leave the causes out,
Or so rehears them, as they wer in dout. *

But seing causes are the chiefest things
That should be noted of the story wryters,
That men may learne what endes al causes brings
They be vnworthy the name of Croniclors,
That leave them cleane out of their registers.
Or doubtfully report them: for the fruite
Of reading stories, standeth in the suite.²⁷

²³ In der Tat sieht G. Huppert, *The Renaissance Background of Historicism, History and Theory*, 5 (1966), S. 48 ff., diesen schon in der Renaissance antizipiert.

²⁴ Vgl. F. Gilbert, a.a.O., S. 377; sowie A. Buck, *Das Geschichtsdenken der Renaissance*, Schriften und Vorträge des Petrarca-Instituts Köhn, 9, Krefeld 1957, S. 14 f.; ders., *Die Rezeption der Antike in den romanischen Literaturen der Renaissance*, Berlin 1976, S. 125 ff., bes. S. 136; und, unter Bezug auf Erasmus, M. P. Gilmore, *Humanists and Jurists: Six Studies in the Renaissance*, Cambridge, Mass. 1963, S. 87 ff.

²⁵ Vgl. dazu E. B. Fryde, *Humanism and Renaissance Historiography*, London 1983, S. 12 ff.

²⁶ R. Ascham, *English Works*, a.a.O. (s. Anm. 9), S. 126; vgl. auch A.B. Ferguson, *Clio Unbound*, a.a.O. (s. Anm. 7), S. 18 ff.

²⁷ *The Mirror for Magistrates*, L. B. Campbell (Hrsg.), Cambridge 1938; repr. New York 1960, S. 198, Z. 22–35; vgl. auch L. Manley, *Convention 1500–1750*, Cambridge, Mass. — London 1980, S. 209 f.

An dieser bezeichnenden Stelle des *Mirror* verquickt sich, ganz abgesehen vom Lob für den Tudor-Historiker Edward Hall, auf den im Hinblick auf Shakespeare zurückzukommen sein wird, das Beharren auf historischen Ursachen mit der Betonung des moralistisch-exemplarischen Anliegens der Geschichtsschreibung, wie es auch für das England des 16. Jahrhunderts vorausgesetzt werden muß.²⁸ Ja, im Grunde bedingen Ursachenforschung und moralische Nutzenanwendung einander, wie die erste förmliche geschichtstheoretische Schrift in englischer Sprache, Thomas Blundevilles auf den einschlägigen Arbeiten Francesco Patrizis (1560) und Giacomo Acontius' (ca. 1564) fußende *True order and Methode of wryting and reading Histories* (1574), darlegt. Nicht primäre Ursachen freilich sind damit gemeint, gehörten sie doch eher in das Reich der Philosophie, sondern sekundäre, weil nur aus diesen, seien sie auch noch so komplex, „human wisdom“ erwachse.²⁹ In der Verknüpfung von Ursachensuche mit der didaktischen Funktion der Historie sieht auch der eminente elisabethanische Geschichtsforscher William Camden (1551—1623) die Essenz der Geschichtsschreibung, wenn er, Polybios mit Zustimmung zitierend, 1615 schreibt:

Take away from History Why, How, and to what end, things have been done, and Whether the thing done hath succeeded according to Reason; and all that remains will rather be an idle Sport and Foolery, than a profitable Instruction.³⁰

So darf es vielleicht als ausgemacht gelten, daß um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert die Ermittlung von Ursachen als zum Metier des Historikers gehörig betrachtet wird, obschon es immer noch ziemlich vorwissenschaftlich anmutet, wenn Sir Walter Raleigh (ca. 1552—1618) in den theoretischen Partien seiner während der Tower-Haft verfaßten und 1614 teilweise veröffentlichten *History of the World* zwischen einer „first cause“, die in Gott gründe, und mehreren „second causes“, die in der Welt der Menschen wirkten, unterscheidet, womit er ja dem Einfluß der Konjektur Tür und Tor öffnet.³¹

²⁸ Vgl. dazu L. B. Wright, *Middle-Class Culture in Elizabethan England*, Ithaca, N. Y. 1958, S. 297 ff.; F. J. Levy, *Tudor Historical Thought*, San Marino, Calif. 1967; sowie H. Baker, *The Race of Time: Three Lectures on Renaissance Historiography*, Toronto 1967, S. 45 ff.

²⁹ T. Blundeville, *The true order and Methode of wryting and reading Histories*, H.G. Dick (Hrsg.), *The Huntington Library Quarterly*, 3 (1940), S. 149 ff., bes. S. 156 f.; zitiert nach A.B. Ferguson, *Clio Unbound*, a.a.O., S. 24 f.

³⁰ W. Camden, *The History of the Most Renowned and Victorious Princess Elizabeth: Selected Chapters*, W.T. MacCaffrey (Hrsg.), Chicago 1970, S. 6.; s. auch W. Nelson, *Fact or Fiction*, a.a.O. (s. Anm. 12), S. 40; und A.B. Ferguson, *Clio Unbound*, a.a.O., S. 26 f.

³¹ Zu Raleigh vgl. F. Smith Fussner, *The Historical Revolution: English Historical Writing and Thought 1580—1640*, London 1962, S. 191 ff., bes. S. 196 f.; sowie B. J. Shapiro, *Probability and Certainty in Seventeenth-Century England: A Study of the Relationship between Natural Science, Religion, History, Law, and Literature*, Princeton, N. J. 1983, S. 150; und E. Breisach, *Historiography*, a.a.O. (s. Anm. 18), S. 184 f.

Was nun des näheren die historiographische Praxis des Humanismus anbetrifft, so gelangt sie im Jahre 1501 nach England in der Gestalt Polidoro Vergilios aus Urbino (ca. 1470—1555), der mit seiner *Anglica Historia* (1534) der neuen Tudor-Dynastie das gibt, was sie vor den Augen des übrigen Europa braucht: eine sie selbst in ihrer Herrschaft legitimierende Nationalhistorie. Zwar räumt der italienische Humanist behutsam mit der legendären Abkunft der Engländer auf, legt seiner Quellenkritik aber nach Erreichen des Jahres 1400 durchaus Zügel an, um seinem königlichen Patron nicht zu mißfallen. Und hinsichtlich der soeben erörterten Ursachenproblematik dringt der ausländische Historiker wegen seiner biographischen Fixierung auf die jeweils führenden Individuen nicht zu den überpersönlichen Triebkräften der Geschichte vor. Insgesamt ist die *Anglica Historia* sonach eher moralisch-didaktisch — im Sinne des *Mirror for Magistrates*, auf den sie eingewirkt hat — als methodisch-analytisch, was ihrer weiteren Rezeption im England der Renaissance aber nur förderlich gewesen ist.³²

Der erste einheimische humanistische Historiker ist indessen ganz ohne Zweifel Sir Thomas More (1478—1535) mit seiner um 1513 lateinisch und englisch abgefaßten, aber erst 1543 in der englischen Version veröffentlichten *History of King Richard III*. Zwar löst sich die *History* noch nicht völlig vom Mittelalter — sie ist Moralität, *exemplum* gegen Tyrannei und Warnung vor dem Walten Fortunas in einem —, aber der Methode nach gehört sie der Renaissance an. Sie orientiert sich eklektisch an Sallust, Tacitus und Sueton, indem sie den Ursprung der Ereignisse aus dem Charakter *einer* zentralen Figur aufzeigt und somit, d.h. durch diese praktische Verwirklichung des Kausalitätsprinzips, zugleich eine narrative Leitlinie gewinnt.³³ Diese wird dann an Höhepunkten des Geschehens durch große Reden oder den Einschub moralistischer Gemeinplätze unterbrochen, was der didaktischen Tendenz, um von der politischen im Sinne der Tudors nicht weiter zu sprechen,³⁴ zugute kommt. Eigentlich ist die *History* eine dramatische Studie zur Psychologie des Bösen, mit stark satirischem Einschlag.³⁵ Denn wegen ihrer offenkundigen Übertreibungen, etwa bei der Schilderung der deformierten Gestalt

³² Zu Polidoro Vergilio vgl. E. Fueter, *Geschichte der neueren Historiographie*, a.a.O. (s. Anm. 20), S. 163 ff.; D. Hay, *Polydore Vergil: Renaissance Historian and Man of Letters*, Oxford 1952, S. 79 ff.; A.M. Kinghorn, *The Chorus of History: Literary-Historical Relations in Renaissance Britain*, London—New York 1971, S. 44 ff.; E. Cochrane, *Historians and Historiography in the Italian Renaissance*, Chicago—London 1981, S. 345; und A. Gransden, *Historical Writing in England, vol. II: c. 1307 to the Early Sixteenth Century*, London—Henley 1982, S. 430 ff.

³³ St. T. More, *The History of King Richard III*, R. S. Sylvester (Hrsg.), *The Yale Edition, vol. II*, New Haven—London 1963; repr. 1974, S. lxix, lxxx-civ; vgl. ferner A. Gransden, *Historical Writing in England*, a.a.O., S. 443 ff.; J.H. Anderson, *Biographical Truth: The Representation of Historical Persons in Tudor-Stuart Writing*, New Haven—London 1984, S. 75 ff., bes. S. 90; sowie P. Grant, *Literature and the Discovery of Method in the English Renaissance*, London 1985, S. 24 ff.

³⁴ Vgl. dazu bereits E. Fueter, *Geschichte der neueren Historiographie*, a.a.O., S. 160 ff.; siehe auch unten Anm. 37.

³⁵ Vgl. dazu A. Hanham, *Richard III and His Early Historians 1483—1535*, Oxford 1975, S. 152 ff., sowie ferner die neueren More-Biographien von A. Fox, *Thomas More: History and Providence*, Oxford 1982, S. 75 ff.; und R. Marius, *Thomas More: A Biography*, London—Melbourne 1985, S. 98 ff.

Richards, die schon von vornherein auf eine ebenso deformierte Gesinnung schließen lasse,³⁶ ist sie wohl nicht so sehr Historie als vielmehr Literatur — ein Eindruck, der durch Shakespeares späteres Drama bestätigt wird. Jedenfalls hat die neuere historische Forschung viele Einzelheiten, besonders hinsichtlich des Richard von More angelasteten Mordes an seinen jungen Neffen (der nicht bewiesen ist), an diesem Phantasiebild des letzten Plantagenet aus dem Hause York richtigstellen müssen.³⁷

Was bleibt, ist eine überzeugende Nachbildung des neuen humanistischen Stils der Historiographie im Medium einer Nationalsprache. Als solche ist Mores „pamphlet of *Richard the thyrd*“ von Ascham ausdrücklich gelobt worden,³⁸ ohne allerdings bei aller späteren Popularität direkte Nachahmung im englischen 16. Jahrhundert gefunden zu haben. Denn Autoren wie Grafton und Hall, die Mores Text übrigens in den 40er Jahren reproduzieren, oder auch Holinshed, Stow und andere halten sich hartnäckig an die mittelalterliche Chronikform,³⁹ wobei im Falle Halls jedoch eine Modifizierung angebracht wäre. Im übrigen dominiert gegen Ende des Jahrhunderts die antiquarische Schule der Geschichtsforschung mit William Camden (1551—1623) als ihrem herausragenden Vertreter das historiographische Geschehen in England, was Faktentreue und Unterordnung unter die Quellen, nicht aber rhetorisches Virtuositentum und literarische Erzählkunst impliziert.⁴⁰ Erst Francis Bacon (1561—1626), der große Neuerer im Reich der Wissenschaften, knüpft, getreu seiner theoretischen Maxime: „I wish events to be coupled with their causes“⁴¹, mit *The History of the Raigne of King Henry VII* (1622) wieder an die humanistische Tradition der Geschichtsschreibung an, indem

³⁶ Vgl. *The History of King Richard III*, R. S. Sylvester (Hrsg.), a.a.O., S. 7: „He was malicious, wrathfull, enuius, and from afore his birth, euer frowarde“; und ebd., S. 8: „He was close and secrete, a deepe dissimuler, lowlye of counteynaunce, arrogant of heart, outwardly coumpinable where he inwardely hated, not letting to kisse whome hee thoughte to kyll. . .“.

³⁷ Vgl. hierzu etwa nur P. M. Kendall, *Richard the Third*, London 1955; repr. 1978, bes. S. 393 ff., 419 ff.; P. Saccio, *Shakespeare's English Kings: History, Chronicle and Drama*, London—Oxford—New York 1977, S. 157 ff.; E. Jenkins, *The Princes in the Tower*, London 1978; Ch. Ross, *Richard III*, London 1981, bes. S. 227 ff.; und J. Potter, *Good King Richard? An Account of Richard III and his Reputation 1483—1983*, London 1983; repr. 1985, bes. S. 110 ff.

³⁸ R. Ascham, *English Works*, a.a.O. (s. Anm. 9), S. 126; vgl. auch H.P. Heinrich, *Sir Thomas Mores „Geschichte König Richards III.“ im Lichte humanistischer Historiographie und Geschichtstheorie*, Paderborn 1987, bes. S. 185 ff.

³⁹ Vgl. E. Fueter, *Geschichte der neueren Historiographie*, a.a.O. (s. Anm. 20), S. 163, 166; und A. Gransden, *Historical Writing in England*, a.a.O. (s. Anm. 32), S. 443.

⁴⁰ Zu Camden vgl. E. Fueter, *Geschichte der neueren Historiographie*, a.a.O., S. 166 f. A. B. Ferguson, *Clio Unbound*, a.a.O. (s. Anm. 7), S. 51 ff., 97 ff.; E. Breisach, *Historiography*, a.a.O. (s. Anm. 18), S. 175 f., 193; L. Manley, *Convention*, a.a.O. (s. Anm. 27), S. 222 f.; und H. Trevor-Roper, *Renaissance Essays*, London 1985; repr. 1986, S. 121 ff.

⁴¹ F. Bacon, *De Augmentis Scientiarum* (1623), in: *The Works of Francis Bacon*, J. Spedding (Hrsg.), et. al., 14 Bde, London 1857—1874, Bd. IV, S. 300 f.; zitiert nach L. Jardine, *Francis Bacon: Discovery and the Art of Discourse*, Cambridge 1974, S. 156.

er zwischen Öffentlichem und Privatem psychologisch vermittelt und so das Geschehen aus dem Charakter des Königs kausal und folgerichtig ableitet.⁴²

Wenn sich mithin nach More der humanistische Impuls in der Historiographie zunächst abgeschwächt hat, so stellt sich mit umso größerem Nachdruck die Frage, ob er nicht in einer anderen, obschon verwandten Gattung weitergewirkt haben könnte. Denkt man an die Dramen, genauer Historiendramen Shakespeares, dann liegt eine Antwort nicht fern, denn nirgends lassen sich so gut wie dort generische Interferenzphänomene mit ihren Implikationen beobachten.

III

Unter den für Shakespeares Historien als hauptsächliche Quelle in Frage kommenden Chroniken des englischen 16. Jahrhunderts ragt Edward Halls (ca. 1498—1547) von Polidoro Vergilio inspiriertes und von Richard Grafton 1548 postum veröffentlichtes Werk *The Union of the Two Noble and Illustre Famelies of Lancastre and York* deutlich hervor. Hall verdient das zitierte Lob im *Mirror for Magistrates* nämlich tatsächlich, und zwar deshalb, weil er, wie schon der programmatische Titel verrät, sein Werk einem Generalthema unterstellt und somit nicht nur den moralistisch-didaktischen Anspruch der Renaissance-Historiographie mit konkretem Inhalt versieht, sondern auch noch einen Kausalnexus etabliert. Insofern ganz im Gegensatz zu seinem Nachfolger Raphael Holinshed (gest. ca. 1580), dessen Kompilation *The Chronicles of England, Scotlande and Irelande* (1577) in der zweiten Auflage von 1587 ebenfalls für Shakespeare wichtig geworden ist, ein Historiker im wahrsten Sinne des Wortes, sieht Hall die Geschichte Englands als einen großen Zusammenhang, der vom Spätmittelalter, genauer der erzwungenen Abdankung Richards II. (1399), bis zur schließlichen Sühne dieser Usurpation durch den Tod Richards III. auf dem Schlachtfeld (1485), ja eigentlich bis in die Gegenwart des „triumphant reign of King Henry the Eighth“ reicht. Dieser durch Schuld und Sühne im religiös-politischen Sinne erstellte Kausalzusammenhang ist indessen zugleich mehr als eine historiographische Erklärungsformel, denn zum gottgewollten Geschehen überhöht, steigen die durch das goldene Zeitalter der Tudors glücklich beendeten politischen Machtkämpfe zwischen den Häusern Lancaster und York bei Hall in den Rang eines Mythos auf, der den mit dem Ende der Rosenkriege an die Macht gelangten Tudors natürlich nur recht sein konnte.

E. M. W. Tillyard hat den bei Polidoro Vergilio bereits angelegten, aber erst durch Edward Hall klar herausgearbeiteten sogenannten *Tudor myth* aus dem

⁴² Zu Bacons historiographischer Theorie und Praxis vgl. E. Fueter, *Geschichte der neueren Historiographie*, a.a.O., S. 168 ff.; L. Jardine, *Francis Bacon*, a.a.O., S. 157 ff.; A. Guibbory, *Francis Bacon's View of History: The Cycles of Error and the Progress of Truth*, *Journal of English and Germanic Philology*, 74 (1975), S. 336 ff.; A. B. Ferguson, *Clio Unbound*, a.a.O., S. 38 ff.; sowie J. H. Anderson, *Biographical Truth*, a.a.O. (s. Anm. 33), S. 157 ff.

historiographischen Schrifttum der englischen Renaissance abstrahiert und zur interpretatorischen Folie seiner Lektüre der shakespeareschen Historien gemacht.⁴³ Zwar brachte die nachfolgende Forschung hierzu mannigfache Vorbehalte an, indem sie insbesondere zwischen Shakespeares Geschichtsbearbeitung in der York- und Lancaster-Tetralogie unterschied und des Dramatikers Geschichtsauffassung zutreffend als nicht total durch den *Tudor myth* determiniert ansah,⁴⁴ aber sie hat es bislang kaum vermocht, einen überzeugenderen Denkhorizont für Shakespeares Historien aufzuzeigen. Bei aller Beachtung der gattungspoetischen Eigengesetzlichkeit von Historiographie und Drama wird daher gerade das Studium generischer Interferenzen gut daran tun, im Blick auf Shakespeares Historien zeitgenössische Geschichtskonzeptionen weiterhin nicht außer acht zu lassen.

Unter Bezugnahme auf Ende und Anfang des von Shakespeare im Anschluß an Hall und Holinshed dramatisierten Abschnitts der englischen Geschichte, also *Richard III.* (ca. 1592) und *Richard II.* (1595), ist besonders deutlich zu veranschaulichen, wie faktisch und stofflich Vorgegebenes beim Übergang in ein anderes Darstellungsmedium transformiert wird, ohne deswegen seine Herkunft völlig zu verleugnen. (Dann gäbe es ja keine Mischformen, wie sie mit Shakespeares Historien in der Tat vorliegen.) So etwa ist Richard, Duke of Gloucester, der spätere Usurpator, in *Richard III.* von vornherein als Schurke angelegt, weil More ihn bereits physisch und moralisch deformiert hatte.⁴⁵ Mehr noch: Shakespeares Richard schlüpft vor dem Zuschauer direkt in die Rolle des „villain“ (I, 1, 1—40), spielt sie bewußt in dem Stück aus, wobei eine seiner vielen Rollen die aus den Moralitäten vertraute Figur des „vice“ repräsentiert (III, 1, 82).⁴⁶ Dadurch kommt das im vorstehenden mehrfach angesprochene Kausalitätsprinzip der Renaissance-Historiographie jetzt insofern auch dramatisch zum Tragen, als Shakespeare die ganze Handlung des Stücks aus *einem* zentralen Charakter als ihrem Ursprung hervorgehen lassen kann — ein bedeutsamer, More zu verdankender Fortschritt in seiner frühen Entwicklung, wenn man einmal zum Vergleich an die epischenreiche

⁴³ Vgl. E. M. W. Tillyard, *Shakespeare's History Plays*, a.a.O. (s. Anm. 16), S. 29 ff., 40 ff.; ferner D. Bevington, Shakespeare the Elizabethan Dramatist, in: *A New Companion to Shakespeare Studies*, K. Muir und S. Schoenbaum (Hrsgg.), Cambridge 1971, S. 127 ff., bes. S. 130; H. Viebrock, Die Erdbeeren im Garten des Bischofs von Ely, *Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft West*, 1972, S. 14 ff., bes. S. 28; sowie G.R. Elton, Kann man sich auf Shakespeare verlassen? Das 15. Jahrhundert bei Shakespeare und in der Wirklichkeit, ebd., S. 27 ff., bes. S. 29 f.

⁴⁴ Vgl. dazu etwa nur W. Sanders, *The Dramatist and the Received Idea: Studies in the Plays of Marlowe and Shakespeare*, Cambridge 1968, S. 72 ff., bes. S. 79; H. A. Kelly, *Divine Providence in the England of Shakespeare's Histories*, Cambridge, Mass. 1970; oder D. L. Frey, *The First Tetralogy: Shakespeare's Scrutiny of the Tudor Myth. A Dramatic Exploration of Divine Providence*, The Hague — Paris 1976.

⁴⁵ Vgl. dazu oben Anm. 36; und zur Quellenlage überhaupt W. Clemen, *Kommentar zu Shakespeares Richard III.: Interpretation eines Dramas*, Göttingen 1957, S. 40 ff., G. Bullough (Hrsg.), *Narrative and Dramatic Sources of Shakespeare*, vol. III, London—New York 1960, S. 221 ff.; sowie *King Richard III.*, A. Hammond (Hrsg.), *The Arden Shakespeare*, London—New York 1981, S. 73 ff.

⁴⁶ Vgl. B. Spivack, *Shakespeare and the Allegory of Evil*, New York 1958, S. 386 ff., bes. S. 393 f.

dreiteilige Historie *King Henry VI* (ca. 1590—91) denkt.⁴⁷ Weiterhin streng am Leitfaden unserer Argumentation sprechend, dürfen wir feststellen, daß die Rhetorisierung der Historiographie in der Renaissance in Richard dadurch theatralisch ihr Äquivalent findet, daß er als das personifizierte Böse zugleich auch rhetorisch meisterhaft die Doppeldeutigkeit der Sprache auszunutzen weiß, wie er in einem *aside* selbstgefällig anmerkt: „Thus, like the formal vice, Iniquity, / I moralize two meanings in one word“ (III, 1, 82 f.).⁴⁸ Und zur neuen historiographischen Narrativik wäre zu sagen, daß ein Drama natürlich seinen eigenen Gesetzen zu folgen hat: hier, in *Richard III.*, einer rhythmischen Szenenfolge, die in unverkennbarer Symmetrie Auf- und Abstieg des zentralen Protagonisten und damit zugleich die moralistisch-exemplarische Lektion der Geschichte vor Augen führt.⁴⁹ Diese Geschichte selbst allerdings, da nunmehr, d.h. seit dem Anbruch der Renaissance, säkularisiert, ist im wesentlichen bloß noch als Erinnerung da, die Leid hervorbringt und nach Vergeltung ruft.

Als solche jedoch verfügt die Geschichtlichkeit über Macht in dem Stück. Sie wird personifiziert durch die zugleich klagende und anklagende Margaret, die Witwe Heinrichs VI., die in dem die historischen Ereignisse stark raffenden Drama einen zwar anachronistischen, aber eben thematisch bedingten Gegenpol zu Richard darstellt (IV, 4, 35—125). Mit ihren Erinnerungen, Flüchen, Verwünschungen und Warnungen, die Vergangenheit und Zukunft in den gegenwärtigen Moment pressen, weitet sie die Zeit des Dramas zur überpersönlichen Dimension der Geschichte selbst, vor deren Richtstuhl Richard gewissermaßen durch sie zitiert wird.⁵⁰ Eine zweite richterliche Instanz ist zudem das Gewissen in Richards eigener Brust, ein Thema, das von More über Hall — dort jeweils als Ausdruck der Ängste eines zu dauernder Unruhe verdamnten Tyrannen gedeutet⁵¹ — zu Shakespeare gelangt ist, wo es, obwohl im Verein mit einer moralitätshaften Geistererscheinung der Opfer Richards (V, 3, 118—176), in ganz ursprünglicher Weise zur Konfrontation des Bösen mit sich selbst, ja zur Identitätsspaltung des todgeweihten Usurpators führt (V, 3, 177—206).⁵² Wenn auch vor der Schlacht wieder verdrängt

⁴⁷ Vgl. hierzu statt vieler W. Clemen, *Kommentar*, a.a.O. (s. Anm. 45), S. 42.

⁴⁸ Vgl. zu diesem Aspekt des Stücks R. Ornstein, *A Kingdom for a Stage: The Achievement of Shakespeare's History Plays*, Cambridge, Mass. 1972, S. 64; und bes. W. G. Müller, The Villain as Rhetorician in Shakespeare's „Richard III“, *Anglia*, 102 (1984), S. 37 ff.

⁴⁹ Vgl. M. Brunkhorst, Mores Historie und Shakespeares Drama: Dispositionstechnik in „Richard III“, *Sprachkunst*, 13 (1982), 128 ff.; und W. Habicht, Rhythmen der Szenenfolge in „Richard III“, *Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft West*, 1986, S. 88 ff.

⁵⁰ Zu Margaret als Nemesis-Figur des englischen Dramas vgl. statt vieler M. M. Reese, *The Cease of Majesty: A Study of Shakespeare's History Plays*, London 1961, S. 208; und S.C. Sen Gupta, *Shakespeare's Historical Plays*, London 1964, S. 95.

⁵¹ Vgl. T. More, *The History of King Richard III*, R. S. Sylvester (Hrsg.), a.a.O., S. 87, zu Richards „feare anguish and sorow within“, welche Schilderung bei Hall wiederkehrt; s. G. Bullough (Hrsg.), *Sources*, a.a.O. (s. Anm. 45), S. 279 f. Vgl. auch das thematisch identische More-Epigramm 110: *Sollicitam esse tyranni vitam*, in: *Latin Poems*, C. H. Miller et al. (Hrsgg.), *The Yale Edition, vol. III*, New Haven—London 1984, S. 162.

⁵² Vgl. hierzu C. Uhlig, *Traditionelle Denkformen in Shakespeares tragischer Kunst*, Hamburg 1967, S. 20 ff.; und J. H. Anderson, *Biographical Truth*, a.a.O. (s. Anm. 33), S. 104.

(V, 3, 309 f.), indiziert das zur Identitätskrise treibende Schuldbewußtsein Richards eine Vermenschlichung des Bösen, die nun doch jedwede simplistische Rückbindung des Stücks an den Tudor-Mythos, gleich, ob unter dem Signum der Nemesis (Margaret) oder der Providenz (Richmond), verbietet.⁵³ Er interferiert mit dem Drama, das indessen — hierin genuines Produkt der Renaissance — die menschlichen Triebkräfte der Geschichte eindringlicher bloßlegt als selbst die kunstvollste Historiographie.

Shakespeare ist mit dem etwa drei Jahre später entstandenen Königsdrama *Richard II.* auf dem damit bezeichneten Weg fortgeschritten, durchdringen sich nunmehr doch der historisch-politische und privat-persönliche Bereich in einer Weise, die das keineswegs mehr generisch eindeutig zu fixierende Stück merkwürdig ambivalent zwischen Historie und Tragödie schillern läßt. Und da zu den Quellen diesmal kein More-Text zählt, sondern hauptsächlich Holinsheds Chronik, vermutlich noch amplifiziert durch Samuel Daniels Gedicht *Civile Wars* (die ersten vier Bücher von 1595),⁵⁴ mutet die dem Drama zugrundeliegende historische Denkform entschieden mittelalterlicher an als in *Richard III.* Das beginnt schon mit dem Selbstverständnis Richards II., wonach ein König als „deputy elected by the Lord“ (III, 2, 54—62, bes. 57; s. auch III, 3, 77—90; und IV, 1, 121—129) anzusehen ist. Politisch problematisch ist dabei nämlich, daß Richard II. sein hohes Amt nicht entsprechend ausübt.⁵⁵ Fatal ist geradezu die willkürliche Enterbung Bolingbrokes, seines späteren Widersachers, womit er die allein rechtmäßige Sukzession garantierende Linearität der Zeit zerstört (II, 1, 195—199) und alles Weitere, insbesondere seinen eigenen Fall, in notwendiger Verkettung von Ursache und Wirkung herbeiführt (II, 1, 213—214).⁵⁶ Überhaupt verrät sich des Königs politisches Versagen in seinem gestörten Verhältnis zur Zeit, die er eben nicht im Sinne der Renaissance zu entschlossenem Handeln nutzt. Statt dessen entgleitet sie ihm (III, 2, 67—74), wie er zu spät, im abschließenden Gefängnismonolog, erkennt: „I wasted time, and now doth time waste me“ (V, 5, 1—66, bes. 49).

⁵³ Vgl. hierzu den Widerstreit der Forschungsmeinungen bei T. F. Driver, *The Sense of History in Greek and Shakespearean Drama*, New York 1960, S. 87 ff., bes. S. 114 f.; D. Riggs, *Shakespeare's Heroical Histories: Henry VI and Its Literary Tradition*, Cambridge, Mass. 1971, S. 33, 151; M. E. Prior, *The Drama of Power: Studies in Shakespeare's History Plays*, Evanston, Ill. 1973, S. 43 ff.; und H. M. Richmond, *Shakespeare's Political Plays*, Gloucester, Mass. 1977, S. 75 ff., während C. Czach, *Geschichtsdrama und Historiographie. Der Versuch der Bewältigung von Geschichte: Shakespeares „Richard III.“*, *Anglia*, 101 (1983), S. 392 ff., eher überzeitliche Aspekte betont.

⁵⁴ Zu den Quellen vgl. *King Richard II.*, P. Ure (Hrsg.), *The Arden Shakespeare*, London—Cambridge, Mass. 1961⁵, S. xxx-li; und G. Bullough (Hrsg.), *Sources*, a.a.O. (s. Anm. 45), S. 353 ff.

⁵⁵ Vgl. dazu E. Z. Boris, *Shakespeare's English Kings, the People, and the Law: A Study in the Relationship between the Tudor Constitution and the English History Play*, Rutherford, N. J. 1978, S. 186 f.; A. L. Rowse, *Shakespeare's Globe: His Intellectual and Moral Outlook*, London 1981, S. 67 ff., bes. S. 73; und A. Leggatt, *A Double Reign: „Richard II.“ and „Perkin Warbeck“*, in: *Shakespeare and His Contemporaries: Essays in Comparison*, E. A. J. Honigmann (Hrsg.), Manchester 1986, S. 129 ff., bes. S. 138.

⁵⁶ Vgl. dazu S. Burckhardt, *Shakespearean Meanings*, Princeton, N. J. 1968, S. 169 ff.

Nicht mehr handelnd erfüllen kann er die Zeit, sondern nur noch passiv registrieren als Bolingbroke „Jack of the clock“ (V, 5, 60).⁵⁷

So wie hier im fünften Akt ist es durchgehend ein bezeichnender Zug des shakespeareschen Schaffens, die thematische Struktur des Dramas, und zwar oft gerade in freier Behandlung der Quellen, durch kommentierende Reden des Protagonisten explizit zu machen. Durch sie stellt Richard selbst seinen Fall in den mittelalterlichen Rahmen der *De casibus*-Tragödie im Stile des *Mirror for Magistrates* (III, 2, 155—170)⁵⁸ und stilisiert in der von Shakespeare erfundenen und zeitgeschichtlich höchst brisanten Abdankungsszene (IV, 1) seinen Verlust der Macht zum Ritual der Selbstentäußerung.⁵⁹ Blicken wir zum Vergleich von hier einerseits auf Mores für *Richard III.* vorbildliche Kunst der psychologisch vertieften Charakterzeichnung sowie andererseits nicht nur auf den *Mirror*, sondern etwa auch noch auf George Cavendishs (ca. 1500—ca. 1561) Biographie *The Life and Death of Cardinal Wolsey* (1558 geschrieben, aber erst 1641 veröffentlicht), die das Walten Fortunas aus der Kammerdienerperspektive beobachtet,⁶⁰ dann liegen die literarischen Differenzen und Affinitäten auf der Hand. Anders gesagt: in der Fallstruktur des Historiendramas *King Richard II* erleben wir ein ästhetisiertes Mittelalter, dem der schweigsame Renaissance-Pragmatiker Bolingbroke ein Ende bereitet,⁶¹ während Richard sein irdisches Königtum mit einem quasi-christlichen Leidenskönigtum vertauscht (IV, 1, 192 f.; s. auch schon III, 2, 210) und dadurch vielleicht als Mensch die Sympathie gewinnt, die dem Politiker versagt bleiben mußte.⁶²

⁵⁷ Näheres dazu bei C. Uhlig, *Traditionelle Denkformen*, a.a.O. (s. Anm. 52), S. 107 ff.; sowie R. J. Quiñones, *The Renaissance Discovery of Time*, Cambridge, Mass. 1972, S. 312 ff.; und zum generellen Kontext s. F. Kiefer, *The Conflation of Fortuna and Occasio in Renaissance Thought and Iconography*, *The Journal of Medieval and Renaissance Studies*, 9 (1979), S. 1—27.

⁵⁸ Vgl. dazu statt vieler W. Farnham, *The Medieval Heritage of Elizabethan Tragedy*, Oxford 1936; repr. 1956, S. 415 ff.; und R. Chapman, *The Wheel of Fortune in Shakespeare's Historical Plays*, *The Review of English Studies*, N. S. 1 (1950) S. 1—7.

⁵⁹ Zum für das ganze Stück bezeichnenden „ritual of royalty“ vgl. M. C. Bradbrook, *The Living Monument: Shakespeare and the Theatre of His Time*, Cambridge 1976, S. 40; und zum tagespolitischen Gehalt der Abdankungsszene s. *King Richard II*, P. Ure (Hrsg.), a.a.O., S. lvii-lxii.

⁶⁰ G. Cavendish, *The Life and Death of Cardinal Wolsey*, R.S. Sylvester (Hrsg.), E.E.T.S., 243, Oxford 1959; repr. 1961, bes. S. 4, 6, 10, 13, 28 f., 34, 182, 187 f. zum Fortuna-Thema; vgl. auch M. Schütt, *Die englische Biographik der Tudor-Zeit*, Hamburg 1930, S. 97 ff.; sowie J. H. Anderson, *Biographical Truth*, a.a.O. (s. Anm. 33), S. 27 ff.

⁶¹ Vgl. zum damit implizierten Gegensatz zweier Welten bes. E. M. W. Tillyard, *Shakespeare's History Plays*, a.a.O. (s. Anm. 16), S. 257 ff.; und E. Z. Boris, *Shakespeare's English Kings*, a.a.O. (s. Anm. 55), S. 201.

⁶² Zum Thema des Leids in *Richard II.* vgl. H. Oppel, *Shakespeare: Studien zum Werk und zur Welt des Dichters*, Heidelberg 1963, S. 205 ff.; und C. Uhlig, *Traditionelle Denkformen*, a.a.O. (s. Anm. 52), S. 155 ff. Es entspringt der Duplizität Mensch-König in der Gestalt Richards II., wie E. B. Gilman sie in *The Curious Perspective: Literary and Pictorial Wit in the Seventeenth Century*, New Haven—London 1978, S. 88 ff., bes. S. 111, dargelegt hat.

Mag im vorstehenden der Unterschied zwischen den beiden Historien *Richard III.* und *Richard II.* auch ein wenig stark akzentuiert worden sein, so ist dieser Befund doch in allen wesentlichen Punkten haltbar. Demnach wäre Shakespeare, obwohl er in *Richard III.* bereits an der Renaissance-Konzeption der Geschichte partizipiert hatte — ja, man könnte geradezu von einer Übertragung des neuen generischen Impulses vom Medium der Historiographie auf das Medium des Dramas sprechen —, etwa drei Jahre später in *Richard II.* wieder in das Mittelalter zurückgefallen. Damit läge aus historiographischer Sicht innerhalb der beiden Tetralogien seiner Historiendramen eine anti-evolutionäre Sequenz vor, die angesichts der auch sonst zu beobachtenden Rückwärtsgewandtheit des Dichters — Russell Fraser nennt ihn sogar „the last and greatest of medieval artists“⁶³ — nichts Überraschendes an sich hätte. Dergleichen ereignet sich immer wieder, und zwar nicht nur in der Literatur. Die Kunstwissenschaft etwa könnte hierzu sowohl auf den Bildhauer Donatello (ca. 1382—1466) als auch auf den Maler Paolo Uccello (1397—1475) verweisen, zwei Florentiner Künstler des Quattrocento, die sich nach Überwindung der Gotik und Arbeiten im Renaissancestil in späteren Werken wieder der mittelalterlichen Praxis zugewandt hatten.⁶⁴

Indessen sollte eine solche interdisziplinäre Analogie uns nicht dazu verleiten, jene andere, gegenläufige Entwicklungslinie im Schaffen Shakespeares zu übersehen, die schon im Rahmen der Historien allein zu der Feststellung Anlaß gab, „... daß das eigentlich Geschichtliche Shakespeare von Drama zu Drama immer weniger interessierte und die freischöpferische Menschengestaltung (gipfelnd in Heinrich IV.) immer mehr.“⁶⁵ In diesem Sinne hat Hugo von Hofmannsthal König Richard II. als „älteren Bruder Hamlets“ bezeichnen können.⁶⁶ Die Entdeckung des Menschlichen vollzieht sich dabei des näheren in der Form, daß die historische Gestalt unter dem Druck des teils veranlassenden, teils erlittenen Geschehens zur Selbstkonfrontation genötigt wird, wie einmal die Gewissensszene in *Richard III.* (V, 3, 177—206) und zum anderen der Spiegelauftritt in *Richard II.* (IV, 1, 276—302) auf der Bühne sinnfällig machen. Darin bestünde dann recht eigentlich auch das Wesen der eingangs angesprochenen generischen Interferenz zwischen Historiographie einerseits und Historiendrama andererseits, gewinnt Shakespeare das Tragische als persönliches und bewußtes Durchempfinden des Leids doch gerade aus der Brechung des Historischen in der Introspektion einer dramatischen

⁶³ R. Fraser, *The Dark Ages and the Age of Gold*, Princeton, N. J. 1973, S. vii; s. ebd., S. 12, 327 f.

⁶⁴ Zu den beiden Künstlern vgl. statt vieler K. Clark, *The Art of Humanism*, London 1983, S. 11 ff. bzw. S. 43 ff., bes. S. 65, 70 f.

⁶⁵ So zutreffend W.R. Schirmer, *Glück und Ende der Könige in Shakespeares Historien*, Veröffentlichungen der Arbeitsgem. für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Geisteswiss., 22, Köln—Opladen 1954, S. 10; s. ebd., S. 8, 14, 17.

⁶⁶ H. von Hofmannsthal, *Shakespeares Könige und große Herren* (1905), in *Ausgewählte Werke*, R. Hirsch (Hrsg.), 2 Bde, Frankfurt/Main 1957; repr. 1961, Bd. II, S. 388 ff., Zitat S. 397.

Figur. Gelingt es ihm sonach, um an Sidneys oben zitierte Worte zu erinnern, „...to frame the Historie to the most Tragicall convenience“, so ist letztere wiederum ohne erstere nicht denkbar. Mit seinem Zeitalter liegt dem Dramatiker daran, wie Puttenham bezüglich der Tragödie formuliert, „... to shew the mutabilitie of fortune, and the iust punishment of God in reuenge of a vicious and euill life“,⁶⁷ aber zugleich transzendiert er seine Zeit durch die tiefe Auslotung der menschlichen Bedingtheit jedweden Geschichtsverlaufs. Insofern ist die generische Mischform des in der englischen Renaissance mit Shakespeare neu aufgekommenen Historiendramas allem gattungspoetischen Purismus zum Trotz ein literarischer Gewinn allererster Ordnung.

Vielleicht wäre die Literaturwissenschaft überhaupt gut beraten, wenn sie sich in ihrem eigenen Diskurs um mehr Objektadäquanz bemühte. Diese Kritik schließt ausdrücklich die im vorstehenden gebrauchte Rede von „Fortschritt“, „Rückfall“ oder gar „Evolution“ mit ein, denn dergleichen Termini beruhen implizit auf einem Entwicklungsdenken, das für die Renaissance selbst bekanntlich nicht vorauszusetzen ist. Unter Bezug auf den diskutierten Wandel in der Geschichte der Historiographie im allgemeinen und die vorliegende Argumentation im besonderen gilt es nämlich festzuhalten, daß eine evolutionistische Geschichtsauffassung sich erst mit dem 18. Jahrhundert Bahn bricht, um dann im 19. zu dominieren, während die Renaissance, wie wir sahen, moralistisch-exemplarisch und pragmatisch-didaktisch ausgerichtet ist.⁶⁸ Angesichts dieses Umstandes hätte man nun mit Vorbehalt denjenigen Ansätzen zu begegnen, die Shakespeares künstlerische „Entwicklung“ als einen stetigen Wachstumsprozeß verstehen, in dessen Verlauf er von mechanischer Stilisierung zu organischer Integrierung konventioneller Elemente in sein Werk fortgeschritten sei.⁶⁹ Wenngleich nicht im ganzen falsch und teilweise an der Untersuchung der shakespeareschen Bildersprache bewährt,⁷⁰ basiert ein solcher Ansatz doch allzu offenkundig auf einem romantischen Organizismus, wie er in der Shakespeare-Forschung nach Coleridge über ein Jahrhundert geherrscht und in der Historiographie durch Oswald Spenglers auf

⁶⁷ G. Puttenham, *The Arte of English Poesie*, a.a.O. (s. Anm. 10), I, xv, S. 33.

⁶⁸ Vgl. hierzu ergänzend T. Stoianovich, *French Historical Method: The „Annales“ Paradigm*, Ithaca, N.Y. — London 1976, S. 25 ff.

⁶⁹ Stellvertretend für viele sei hierzu nur verwiesen auf V. K. Whitaker, *Shakespeare's Use of Learning: An Inquiry into the Growth of his Mind and Art*, San Marino, Calif. 1953, wonach Shakespeares Entwicklung sich in aufsteigender Kurve anhand vor allem der Rezeption des großen Anglikaners Richard Hooker (1553—1600), dessen *Lawes of Ecclesiastical Politie* seit 1594 in den ersten vier Büchern vorlagen, vollzogen haben soll (bes. S. 198 ff.). Vgl. dazu auch die kritische Rez. von R. G. Cox in *Shakespeare Quarterly*, 8 (1957), S. 94 ff.

⁷⁰ Vgl. dazu W. H. Clemen, *The Development of Shakespeare's Imagery*, London 1951; repr. 1962, bes. S. 22 die Kritik an der Bildersprache der ersten Römertragödie des Dichters, *Titus Andronicus* (ca. 1590), als „not yet organically related to the framework of the play“, wogegen H. Oppel, „*Titus Andronicus*“: *Studien zur dramengeschichtlichen Stellung von Shakespeares früher Tragödie*, Heidelberg 1961, S. 60 ff., im Namen ihres für das Frühwerk zu veranschlagenden eigenen Charakters, der eher emblematisch als dramatisch sei, berechtigten Einspruch erhoben hat.

Goethes morphologischer Methode fußenden *Untergang des Abendlandes* (1918—22) Aufsehen erregt hat.⁷¹ Es liegt auf der Hand, daß für eine solche Sichtweise der historiographische Wandel von der Renaissance zurück zum Mittelalter, wie er für das Verhältnis der späteren Historie *Richard II.* zum früheren Drama *Richard III.* feststellbar ist, wenn allein auf den Denkhorizont und nicht auf die Menschendarstellung abgehoben wird, ein Ärgernis sein muß, weil er die Linearität der angenommenen „Entwicklung“ stört.

Demgegenüber wäre es indessen, wie abschließend betont sei, methodisch fruchtbarer, einen gegebenen Text in seinem individuellen Sosein anzuerkennen. Das könnte dann unter Umständen auch zu der ehemals unwillkommenen, in der heutigen Theoriediskussion aber fast schon axiomatisch zu nennenden Reduzierung des Autors zu einem bloßen Medium von Textualität führen, und zwar mit der Begründung, daß ein vorhergehender Quellentext ja ganz ersichtlich den von ihm abhängigen Folgetext in einer Weise determiniert, die des Autors Autonomie erheblich einschränkt.⁷² Man braucht diese Position nicht in ihrer poststrukturalistischen Zuspitzung, die letztlich die Desintegration des Autors zur Folge hat, einzunehmen, um einsehen zu können, daß sie generisch so hybriden Texten wie den elisabethanischen „history plays“ gerechter zu werden vermag als eine wie immer geartete normative oder organizistische Ästhetik. Begreift man das Historien-drama, nämlich als das, was es ist, d.h. als eine Mischform von hoher literarischer Potentialität, dann wird man zugleich auch gewahr, daß Shakespeare — aufgrund der erörterten textuellen Interferenz von Historiographie und Drama — das Tragische in dem Bereich entdeckt hat, in dem es ursprünglich angesiedelt ist: in der Welt der Geschichte.

⁷¹ Vgl. O. Spengler, *Der Untergang des Abendlandes: Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, München 1980, bes. S. 34 ff. die Berufung auf Goethe; und zur organizistischen Ästhetik der Romantik und bes. Coleridges vgl. M. H. Abrams, *The Mirror and the Lamp: Romantic Theory and the Critical Tradition*, London—Oxford—New York 1953; repr. 1974, S. 167 ff., 218 ff.

⁷² Vgl. hierzu U. Horstmann, *Parakritik und Dekonstruktion: Eine Einführung in den amerikanischen Poststrukturalismus*, Würzburg 1983; und bes. H. Felperin, *Beyond Deconstruction: The Uses and Abuses of Literary Theory*, Oxford 1985, S. 200 ff.

NAMENVERZEICHNIS

- Aaron 56
Abad, C. M. 85
Ábel, Jenő 75
Abraham 51
Abramowicz 51
Abrams, M. H. 113
Acciaiuoli, Donato 12
Acciaiuoli, Piero 12
Accolti, Benedetto 13
Adam 53
Adamowski 51
Ahrens, R. 98
Ákos, Geschlecht 48
Albert, Bischof 56
Albert von Bonstetten 28
Alexander der Große 49
Alexander, Pierre 97
Alfons I., König von Spanien 16
Alfonso d'Este 86, 89
Altmann 48
Anderson, J. H. 104, 106, 108, 110
Andreas von Regensburg 78, 83
Angermeier, Heinz 30
Anghiai Erzsébet s. Elisabeth I. Königin von England
Antonius, Marcus 57
Arco, Prospero 86, 87
Aretino, Pietro 66
Argiropulo, Giovanni 12
Arienti, Giovanni Sabbadino degli 69, 70
Aristoteles 12, 15, 33, 34, 66, 98
Arnold, K. 26, 27
Árpád, ungarischer Großfürst 52
Arragoniai János s. Giovanni d'Arragona
Arthus, König 49
Ascham, Roger 98, 102, 105
Atticus, Titus Pomponius 59
Attila, Hunnenkönig 52, 55
August, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel 81
Augustinus 15
Aurelius Drusus 51
Aventinus 29
Bach, E. 85
Bacon, Francis 36, 105, 106
Baker, H. 103
Balázs, Éva H. 50
Balogh, Geschlecht 48
Bánffy von Alsólendva, Familie 48, 53
Banfi, Florio 70
Bardi, Alessandro de' 14
Barg, Michael 41
Bariska, István 50
Barner, Wilfrid 22
Bartoniek, Emma 61, 62
Báthory, Familie 50, 53
Báthory, István s. Báthory, Stefan
Báthory, Stefan, Fürst von Siebenbürgen, König von Polen 51, 62, 63, 64
Batthyány, Familie 50, 53
Batthyány, Ferenc 50
Beatrix, Königin von Ungarn 70
Bebel, Heinrich 30
Beckensloer 71
Beda Venerabilis 77
Benedikt von Nursia 81, 82
Bentivoglio, Cornelio 69, 86
Bessarion, Kardinal 14
Bethlen, Familie 52, 53
Bethlen, László 51
Bevington, D. 107
Bianca, Concetta 19
Bibl, Wiktor 85, 86, 87, 88, 89, 90, 92
Biondo, Flavio 26
Bircher, Martin 81

- Blundeville, Thomas 103
 Boccaccio, Giovanni 14, 15
 Bodin, Jean 31, 102
 Bolingbroke 110
 Bonfini, Antonio 28, 50, 64, 65, 72, 73, 74, 75
 Boris, E. Z. 109, 110
 Bracciolini, Poggio 11, 14
 Bradbrook, M. C. 110
 Breisach, E. 101, 103, 105
 Broich, Ulrich 98
 Bruni, Leonardo 9, 11, 12, 13, 15, 61, 66
 Brunkhorst, M. 108
 Brunner, O. 23
 Bruno, Giordano 20
 Bruto, Gian Michele 62, 63, 64
 Brutus 59
 Brutus, Mihály s. Bruto, Gian Michele
 Buck, August 5, 7, 10, 13, 23, 85, 102
 Budé, Guillaume 37
 Bukolská, E. 50
 Bullough, Geoffrey 107, 108, 109
 Burckhardt, Jacob 8, 9, 17, 22
 Burckhardt, S. 109
 Burgkmayr, Hans d. Ä. 49
 Burke, P. 21, 101
 Busch, Johannes 78, 79, 80
 Busleyden, Hieronymus 38

 Cagni, G. M. 9, 11
 Calvin, Jean 42, 86
 Camden, William 103, 105
 Camerarius, Joachim 95
 Cammelli, Giuseppe 12
 Campano, Gianantonio 30
 Campbell, Lily B. 100, 102
 Carion, Johann 21, 30
 Carlisle, Bischof 42, 44
 Carnasecchi, Pietro 87
 Carolus V. s. Karl V., römisch-deutscher Kaiser
 Carolus Magnus s. Karl der Große, römischer Kaiser
 Caroti, Stefano 74
 Catilina, Lucius Sergius 58
 Cato, Censorius, Marcus 37
 Catulus, Q. Lutatius 57
 Cavendish, George 110
 Celtis, Konrad 25, 26, 31
 Chamiec 51
 Chapman, R. 110
 Chaucer, Geoffrey 98
 Cicero, Marcus Tullius 27, 57, 58, 59, 60, 61, 64
 Ciriaco d'Ancona 65, 67, 69, 72, 74
 Clark, Kenneth 111

 Clemen, Wolfgang 98, 107, 108, 112
 Cochrane, Eric 104
 Coleridge, Samuel Taylor 112, 113
 Colie, R. L. 97
 Concino, Kardinal 89
 Constantinus, römischer Kaiser 85
 Conze, W. 23
 Coreth, A. 26
 Cornelius 28
 Cossinius, L. 60
 Cox, R. G. 112
 Crisolora, Emanuele 12
 Cusanus, Nicolaus 78, 85, 92
 Cyriacus of Ancona s. Ciriaco d'Ancona
 Czach, C. 109

 Dagobert I., fränkischer König 82
 Dagobert III., fränkischer König 83
 Dalberg, Johann von 25, 27
 Daniel, Samuel 109
 Dante Alighieri 14, 15
 David 49, 53, 55
 Decius, Jodok Ludwig 54
 Delphino, Zucharia 90
 Deodatus 48
 Dick, H. G. 103
 Dionisotti, Carlo 16
 Domanovszky, Aladár 48
 Donatello 111
 Dorat, Jean 95
 Driver, T. F. 109

 Elekes, Lajos 51
 Elisabeth I., Königin von England 43
 Elton, Geoffrey R. 107
 Engel, Pál 47
 Engelbert, P. 79
 Eörs, Stammesfürst 52, 55
 Erasmus, Rotterodamus 102
 Essex, Robert Devereux 43, 46
 Estoras, Familie s. Esterházy, Familie
 Esterházy, Familie 50, 52, 53, 54, 55, 56
 Esterházy, Miklós 52
 Esterházy, Pál 52, 53, 54
 Étienne, Henri 95
 Eubel, C. 70
 Eusebius 101

 Fabio Pittore, Gaio 57
 Fabius Pictor s. Fabio Pittore, Gaio
 Fabyan, Robert 102
 Faludi, Géza 96
 Farnham, W. 110

- Feliciano Felice 69, 70, 71, 72, 74
 Felperin, H. 113
 Ferdinand I., König von Ungarn 62, 63
 Ferguson, Arthur B. 98, 102, 103, 105, 106
 Ferrarinus, Michael Fabricius 68, 69, 71, 72
 Fögel, József 73
 Fonzio, Bartolomeo 74
 Forgách, Ferenc 61, 62, 64
 Fossi, F. 12
 Fowler, Angus 97
 Fox, Alistair 46, 104
 Fraknoi, Vilmos 63, 66
 Frank, B. 78, 80
 Franz von Assisi 54
 Franz I., Kaiser von Österreich 27
 Fraser, Russell A. 111
 Frey, Dagobert L. 107
 Fryde, E. B. 102
 Fueter, E. 101, 104, 105, 106
 Fügedi, Erik 50
- Gallio, Ptolomaeus 63
 Gambarin, G. 70
 Garas, Klára 47, 50
 Garin, Eugenio 23
 Gebwiler, Hieronymus 23
 Geréb László 74, 75
 Gerevich, László 68
 Gerstinger, Hans 85, 89, 90, 91, 95
 Géza, ungarischer Großfürst 48, 55
 Gilbert, Felix 101, 102
 Gillert, K. 22
 Gilman, E. B. 110
 Gilmore, Myron P. 102
 Giovanni d'Arragona 70, 71
 Glasberger, N. 80
 Gmelin 70
 Goethe, Johann Wolfgang 78, 113
 Goetz, W. 9, 93
 Gottfried von Bouillon 49
 Gottfried von Strassburg 36
 Grafton, Edward 105, 106
 Grandsen, A. 104, 105
 Grant, Patrick 104
 Graphaeus, Cornelius 38
 Greco, Aldo 7, 9
 Gregor I. der Große, Papst 81
 Gregor V., Papst 31
 Gregor XIII., Papst 89
 Grolier, Jean 95
 Grube, K. 78
 Grundmann, H. 77
 Guarino, Giovanni Battista 20, 21
- Guasti, G. 16
 Guibbory, A. 106
 Guicciardini, Francesco 20, 101
 Guillén, Claudio 97
 Gunther, Abt 80, 81, 83, 84
 Gustiniani, Francesco 65, 66, 67, 74
 Gutenberg, Johann 23
 Guthmüller, Bodo 22
- Habicht, Werner 98, 108
 Hall, Edward 103, 105, 106, 107
 Haller, Grafen 49
 Ham (Cham), Stammvater 51
 Hamlet 97, 111
 Hammerstein, Notker 5, 19, 24, 25
 Hammond, A. 107
 Hanham, A. 104
 Hankiss, Elemér 43
 Hardying 99
 Hay, D. 104
 Heck, A. van 61
 Hédervári, Familie 48
 Hedios 21, 25
 Heinrich, H. P. 105
 Heinrich I., König von England 46
 Heinrich IV., König von England 45, 111
 Heinrich V., König von England 42
 Heinrich VI., König von England 44, 100, 108
 Heinrich VII., König von England 105
 Heinrich VIII., König von England 46, 100
 Heinrich Hereford, Herzog 44
 Hektor 49
 Herakles 75
 Hercules Scythicus 51
 Herding, O. 30
 Herodotos 57, 67
 Hill, Christopher 43, 46
 Hirsch, jr. E. D. 97
 Hirsch, Rudolf 111
 Hofmannsthal, Hugo von 111
 Holinshed, Raphael 105, 106, 107, 109
 Homeros 98
 Honigmann, E. A. J. 109
 Hooker, Richard 112
 Horatius, Flaccus Quintus 96, 100
 Horaz s. Horatius
 Horstmann, U. 113
 Hunt, Geschlecht 48
 Hunyadi, Familie 64, 74, 75
 Huppert, George 102
- Iványi, Béla 73

- Jacobus d. J., Apostel 51
 Jakob I., König von England 46
 Jankovics, Familie 53
 Janus Pannonius 7, 12, 16
 Jardine, L. 105, 106
 Jenkins, Elizabeth 105
 Jenkins, Harold 98
 Jesaja 53
 Jesus Christus 53, 81
 Joachimsen, Paul 19, 20, 24, 25, 26, 27, 29, 30
 Johann Sigismund, Fürst von Siebenbürgen 89
 Johannes, König von Ungarn 63
 Johannes XXII., Papst 82
 Johannes Fiorentinus 68
 Joseph 53
 Josua 49
 Judas Maccabaeus 49
 Juhász, László 73
 Julius Caesar 49, 59, 60, 61, 62, 63
 Jungius, Joachim 21
 Justinianus 55
- Kacsics, Geschlecht 48
 Kallikrates 81
 Kant, Immanuel 78
 Kaplyon, Johannes 53
 Karl IV., römisch-deutscher Kaiser 49
 Karl V., römisch-deutscher Kaiser 24, 27, 31, 94
 Karl der Große, römischer Kaiser 49, 93
 Károlyi, Familie 53
 Kastner, J. 77
 Katancsich, Péter 73
 Kelly, H. A. 107
 Kendall, Paul Murray 105
 Kessler, Eckhard 8
 Keza, Simonis de 48
 Kibre, P. 13
 Kiefer, Frederick 110
 Kinghorn, A. M. 104
 Klaniczay, Tibor 26
 Knape, J. 21
 Knepper, J. 23, 30
 Kochowski, Wespazjan 51
 Kolovrat, Familie 50
 Konrad von Hirsau 83
 Konstantin s. Constantinus
 Kórógyi, Familie 48
 Koselleck, Reinhart 23
 Krafft, F. 23
 Krapf, L. 24
 Krása, Josef 49
 Kristeller, Paul Oskar 66, 69
 Krzyżanowski, J. 51
- Kubitschek, W. 68
 Küchlin 30
 Kulcsár, Péter 5, 33, 73, 74
 Kunicki, Waclaw 54
 Kunisch, Johannes 25
 Kutal, A. 49
 Kuzsinszky, Bálint 68
- Lackfi, Familie 48
 Lajos I., König von Ungarn s. Ludwig I., König von Ungarn
 Landfester, R. 20, 26
 La Popelière 102
 Leggatt, A. 109
 Leidinger, G. 78
 Leopold I., Kaiser von Österreich 53
 Levy, F. J. 103
 Lewalski, B. K. 97
 Lhotsky, H. 28
 Livius, Titus 19, 58, 60, 61, 64, 101
 Lobkowitz, Familie 50
 Łoski, J. 51
 Lubomirski, Familie 51
 Lucceius, L. 60
 Luder, Peter 22
 Ludwig I., König von Ungarn 48
 Ludwig II., Landgraf in Thüringen 84
 Ludwig, VII., Herzog von Bayern 78
 Ludwig der Große s. Ludwig I., König von Ungarn
 Ludwig, N. 25
 Ludwig, Walther 21
 Lukács, László 63
 Lukas 53, 81
 Lukinich Imre 52
 Luther, Martin 30, 93
- MacCaffrey, Wallace T. 103
 Machiavelli, Niccolò 20, 40
 Maffei, Raffaello 70
 Makkai, László 5, 41
 Mályusz, Elemér 50
 Manetti, Agnolo 9
 Manetti, Giannozzo 11, 15
 Manley, Lawrence 102, 105
 Mantegna, Andrea 69
 Marcanova, Giovanni 69
 Marcus Aurelius 96
 Mardersteig, H. 69
 Margarete, Königin von England 44, 108, 109
 Marius, R. 104
 Mark Aurel s. Marcus Aurelius
 Márki Sándor 52

- Marlowe, Christopher 107
 Marsuppini, Carlo 11
 Martinelli, S. 69
 Matthaeus 53
 Matthias Corvinus s. Matthias I., König von Ungarn
 Matthias, I., König von Ungarn 28, 50, 55, 64, 65, 66, 67, 71, 72, 74, 75, 85
 Mátyás király s. Matthias I., König von Ungarn
 Maximilian II., römisch-deutscher Kaiser, König von Ungarn 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 95
 Mazzei, Lapo 15, 16
 Medici, Cosimo de' 7, 13, 15, 85, 86, 87, 88, 92
 Medici, Francesco de' 89
 Megyericsei, János 75
 Mehus, L. 13
 Meisterlin, Sigismund 24, 29
 Melanchthon, Philipp 21, 25, 30, 31, 32
 Menke-Glückert, E. 30
 Mennel 30
 Merényi, L. 52
 Mesmes, Henry de 95
 Meuthen, Erich 24, 30
 Mezerzius, Johann s. Megyericsei János
 Müller, Clarence H. 108
 Miodońska-Brookes, Ewa 49, 52
 Mitchel, Charles 69, 71, 72
 Mommsen, Theodor 65, 68, 69, 73
 Mondovi, Kardinal 90, 91
 Montaigne, Michel de 101
 Montefeltre, Federigo da 13, 14, 15, 16, 17
 Moraw, P. 24
 More, St. T. s. Morus, Thomas
 Morone, Kardinal 87
 Morus, Thomas 36, 37, 38, 40, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110
 Motesiczky, László 47
 Moyses 56
 Müller, Jan-Dirk 27
 Müller, W. G. 108
 Muratori, Ludovico Antonio 61, 67
 Mutianus, Conrad 22

 Nádasdy, Familie 50
 Nádasdy, Ferenc 53
 Nagy, Iván 52, 66
 Nagy Lajos s. Ludwig I., König von Ungarn
 Nagymartoni, Familie 48
 Narimundowicz 51
 Naclerus, Johannes 30
 Nelson, W. 99, 103
 Niccoli, Niccolò 11, 15, 16
 Niccolò V., Papst 13, 16
 Nicoll, Allardyce 98

 Niesiecki, Kacper 51
 Nikolaus von Kues s. Cusanus, Nicolaus
 Nikolaus von Siegen 5, 77, 78, 80, 81, 82, 83, 84
 Nimrod 53
 Noe 53
 Novati, Francesco 20
 Nyáry, Albert 66
 Nyáry, Familie 50

 Oppel, Horst 110, 112
 Orbán, J. 91
 Ornstein, R. 108
 Osl, Geschlecht 48
 Ovidius Naso, Publius 34, 40

 Pac, Familie 51
 Paksi, Familie 48
 Paleario, Aonio 91
 Panyik, István 43
 Paprocki, Bartosz 51
 Parentucelli, Tommaso 13
 Pastor, Ludwig Freiherr von 17
 Patrizi, Francesco 103
 Patrizzi da Siena, Francesco 26
 Patze, H. 78
 Paul, Fürst 53
 Paulus, Apostel 15, 51, 56
 Pazman, Geschlecht 48
 Perényi, Familie 47
 Perényi, Ferenc 47
 Perényi, Gábor 47
 Perényi, Miklós 47
 Perényi, Péter 47
 Perényi, Zsigmond 47
 Péter, Katalin 52
 Petneki, Áron 5, 28, 47
 Petrarca, Francesco 8, 9, 14, 15, 21, 81
 Petrus, Apostel 94
 Peutinger, Konrad 31
 Philipp II., König von Frankreich 89, 92
 Philipp, Fürst von Burgund 66
 Piccolomini, Enea Silvio 24, 29, 30, 61
 Picernus, Bartholomaeus 95
 Pipinus 24
 Pirckheimer, Willibald 23
 Pirnát, Antal 5, 28, 57
 Piso, Lucius Calpurnius 57
 Pius V., Papst 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94
 Plantin, Verleger 91
 Platon 12
 Plautus, Titus Macchius 23, 97
 Polibius (Polybios) 19
 Polonius 97, 98
 Poniatowski, Stanislaus August 51

- Possevino, Antonio 63
 Poth, Geschlecht 48
 Potter, John 105
 Pratilli, L. 69
 Primes, Georgius 54
 Prior, M. E. 109
 Ptolemaios 73
 Punigaito, Stammvater 51
 Puttenham, George 99, 112

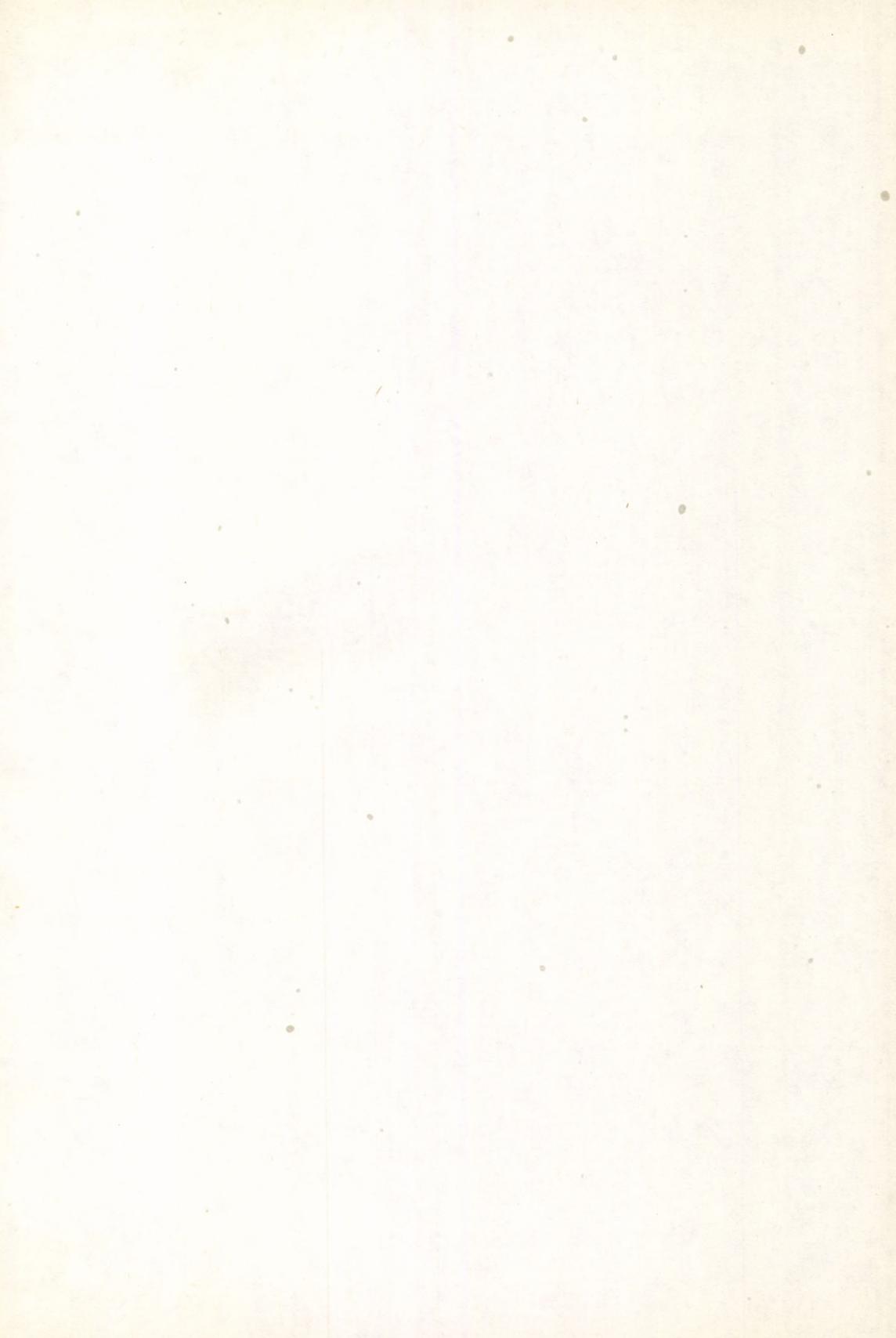
 Quiñones, R. J. 15, 110

 Raabe, Paul 22, 26
 Rajski 51
 Rákóczi, Márton 93
 Raleigh, Walther 43, 46, 99, 103
 Ransanus, Petrus 73, 74
 Rapp, Francis 30
 Ráth, György 70
 Redern, Familie 50
 Reese, M. M. 108
 Reimann, Arnold 23
 Rhodemannus, L. 32
 Ribner, I. 100
 Richard II., König von England 5, 41, 42, 43, 44, 45, 100, 106, 107, 109, 110, 111, 113
 Richard III., König von England 5, 46, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 111, 113
 Richmond 109
 Richmond, H. M. 109
 Riggs, D. 109
 Rinuccini, Alamanno 11, 12
 Ritoók-Szalay, Ágnes 5, 28, 65, 68
 Ross, Charles 105
 Rowse, A. L. 109
 Rozmitál, Lev von 49
 Rózsa, György 53
 Rudolphus II., Kaiser von Österreich, König von Ungarn 93, 95
 Rupprich, Hans 25

 Sacchetti, Franco 11, 12
 Saccio, P. 105
 Sadler, Tobias 53
 Salisbury 45
 Sallustius Crispus, Caius 8, 64, 104
 Salomon, König von Ungarn 55
 Salutati, Colluccio 19, 20, 21
 Sambucus, Jean s. Sambucus, Johannes
 Sambucus, Johannes 5, 85, 90, 91, 93, 94, 95, 96
 Samostrzelnik, Stanisław 49
 Sanders, W. 107
 Santini, E. 61

 Sapieha, Fürst 51
 Saul 55
 Saxl, F. 74
 Scheible, Heinz 21, 25, 30, 31
 Scherer, E. Cl. 30, 32
 Schirmer, W. R. 111
 Schlegel, Friedrich 41
 Schlick, Familie 50
 Schmidt, Paul Gerhard 5, 77
 Schmitt, O. 47
 Schneider, M. 54
 Schoenbaum, S. 107
 Schöffelin, Bernhard 21, 25
 Schönwisner 72
 Schrubing, P. 7
 Schürmeyer, W. 47
 Schütt, M. 110
 Scipio 28
 Sebastianus Daer Delphinus 91
 Sellei, S. 43
 Sen Gupta, S. C. 108
 Seneca 97
 Setz, W. 90, 95
 Sforza, Alessandro 16
 Sforza, Costanzo 16
 Sforza, G. 13
 Shakespeare, William 5, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 97, 98, 100, 103, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113
 Shapiro, B. J. 103
 Sidney, Philipp 98, 99, 100, 112
 Siess, Johann Joseph 54
 Sigebert von Gembloux 83
 Sigmund von Tirol, Erzherzog 28
 Silius Italicus 19
 Singer, B. 17
 Singleton, Charles S. 101
 Sirloto, Guglielmo 88, 89, 90
 Sixtus Tucher 31
 Smalley, B. 101
 Smith Fussner, F. 103
 Smith, Jeffrey Chipps 99
 Soproni, Sándor 73
 Spedding, James 105
 Spengler, Oswald 112, 113
 Spenser, Edmund 99
 Spivack, B. 107
 Stoianovich, T. 112
 Stone, L. 43
 Stow 105
 Strabon 20
 Struever, N. S. 101
 Stuart, Maria, Königin von Schottland 42

- Stupperich, Robert 30
 Suetonius Tranquillus 104
 Sylvester, R. S. 104, 105, 110
 Szádeczky, Lajos 49
 Szapolyai, Familie 62
 Szapolyai, János s. Johannes, König von Ungarn
 Szécsi, Geschlecht 48
 Szilágyi, Sándor 50
 Szydłowiecki, Familie 51
 Tacitus, Publius Cornelius 19, 24, 30, 104
 Téglásy, Imre 5, 28, 85
 Thibaudet, Albert 101
 Thorndike, L. 70
 Thukydides 58, 64, 98
 Thurócz, Johannes de s. Thuróczy, János
 Thuróczy, János 50, 73
 Thurzó, Familie 50
 Tieck, Ludwig 41
 Tillyard, E. M. W. 100, 106, 107, 110
 Toldy, Ferenc 64
 Tomasek, T. 36
 Torelli, Familie 51
 Totaro, L. 61
 Traversari, Ambrogio 11, 16
 Trevor-Roper, H. 105
 Trithemius, Johannes 25, 26, 29
 Troppau, Martin von 78
 Truchsess von Waldburg 49
 Turnèbe, Adrien 95
 Uccello, Paolo 111
 Uhlig, Claus 5, 97, 98, 108, 110
 Uiblein, P. 68
 Ulewicz, Tadeusz 54
 Urban, Schatzmeister-Bischof 74
 Ure, P. 109, 110
 Valla, Lorenzo 85, 90, 92, 95
 Várady, Emerico 85
 Vecelli, Geschlecht 48
 Vegio, Mafeo 12, 16
 Vehse, E. 90
 Vergilio, Polidoro 104, 106
 Vespasiano da Bisticci 5, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15
 Viebrock, H. 107
 Vitéz, János (Johannes) 16
 Vitoria, Francisco 95
 Voigt, Georg 22, 65
 Vojkfi, Johannes 54
 Walker, A. 99
 Warwick, Graf von 45
 Wawrosch, J. 85
 Weber, Johann Baptist 90
 Wegele, F. X. 78
 Weiss, R. 65
 Welsler, Marx 19, 25, 27
 Whitaker, V. K. 112
 Widmann, H. 23
 Wiesflecker, H. 26, 27
 Willcock, G. D. 99
 Wittman, Tibor 95
 Wolff, Erwin 98
 Wright, L. B. 103
 Wright, W. A. 98
 Wühr, W. 17
 Wuttke, Dieter 23
 Xenophon 64
 York, Herzog von 44
 Zamponi, S. 74
 Zástrizls, Familie 50
 Zasy zu Rabenstein, Johann Ulrich 87, 90
 Žerotin, Familie 50
 Ziebarth, E. 68, 69
 Zilahi Sebes, András 52
 Zilsel, E. 10
 Zsámboky, János s. Sambucus, Johannes
 Zwiedineck-Südenhorst, H. 92
 Zwinger, Theodor 91





Wir empfehlen aus der Reihe
STUDIA HUMANITATIS

Cs. Csapodi

THE CORVINIAN LIBRARY

History and Stock
1973

RAPPORTI VENETO—UNGHERESI ALL'EPOCA
DEL RINASCIMENTO

Herausgegeben von T. Klaniczay
ISBN 963 05 0552 5

LITTERATURE DE LA RENAISSANCE

A la lumière des recherches soviétiques et hongroises

Herausgegeben von N. I. Balachov, T. Klaniczay,
A. D. Mikhailov
ISBN 963 05 1408 7

ANTITRINITARIANISM
IN THE SECOND HALF OF THE 16TH CENTURY

Herausgegeben von R. Dán
ISBN 963 05 2852 5

K. Csapodi-Gárdonyi

DIE BIBLIOTHEK DES JOHANNES VITÉZ

ISBN 963 05 3504 1

Vertrieb
KULTÚRA
Ungarisches Außenhandelsunternehmen
Postfach 149
H—1389 Budapest
Ungarn

